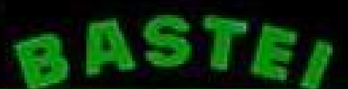
1,90 DM / Band 715

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tanz der Messer

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Tanz der Messer

John Sinclair Nr. 715

von Jason Dark

erschienen am 17.03.1992

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Tanz der Messer

Ric Torrano wußte, daß sein Opfer ahnungslos war. Er liebte es, Menschen, die gerade an nichts Böses dachten oder sich ihres Lebens erfreuten, blitzschnell durch eine Kugelgarbe zu töten. Torrano war darin Spezialist, gewisse Kreise kannten und zählten auf ihn. Er befand sich bereits im Haus.

Im Dunkeln hatte er sich mühelos seinen Weg gebahnt, denn die Skizze des Hauses hatte er in seinem Kopf gespeichert.

Der Mann saß in seinem Arbeitszimmer. Er würde dort hocken und über Akten brüten. Das tat er jeden Abend. Warum sollte es an diesem anders sein? Es gab also kein Risiko.

Vor der Tür blieb der Killer stehen. Die kurzläufige Maschinenpistole, auf die er einen Schalldämpfer geschraubt hatte, lag leicht und locker in seiner rechten Hand.

Bisher hatte die Mündung zu Boden gezeigt. Nun hob er sie an. Schräg wies sie gegen die Decke.

Die linke Hand hatte er frei.

Er legte sie auf die Türklinke, drückte diese nach unten, merkte, daß sich die Tür öffnete - und trat zu.

Er sprang in den Raum, sah die eingeschaltete Lampe auf dem Schreibtisch und in ihrem Licht das Opfer.

Die Mündung wischte nach unten.

Torrano schoß. Er stand nicht weit von der Tür entfernt. Er schaute zu, wie die Kugeln in den Körper hieben und ihn regelrecht zerfetzten. So etwas wie ein irres Gefühl durchflutete ihn. Es war Balsam für seine Killerseele, wenn er Blut sah, das sich verteilte und…

Hier gab es kein Blut.

Dabei hatten die Kugeln den Mann durchsiebt und durch ihre Wucht den Drehstuhl so geschwenkt, daß ihn der Tote anstarrte.

Kein Toter.

Eine Gestalt, deren Brust und Kopf zwar von Kugeln zerfetzt worden war, deshalb auch Löcher und Wunden bekommen hatte, aus denen aber kein Tropfen Blut quoll.

Dafür Stroh und Holzwolle.

Der Mann war nicht echt gewesen, jemand hatte an seiner Stelle eine Puppe vor den Schreibtisch gesetzt!

***

Sie haben dich gelinkt. Verdammt noch mal, sie haben dich gelinkt! Nur diese Sätze schossen durch Torranos Kopf. Wer dies getan hatte, war ihm egal, er wußte aber, daß seine Gegner noch einen Schritt weiter gegangen waren und er in der Falle steckte.

Jetzt kam es auf jede Sekunde an!

Seine Gegner hatten alles gewußt und ihn auch erwartet, und er wußte, daß sie sich damit nicht zufrieden geben würden. Das Haus stand einsam, ein Garten umgab es, nicht weit entfernt kreuzten sich zwei Kanäle, dahinter begann das flache Land ohne Deckung.

Die Falle war dicht - oder?

Ric Torrano wartete nicht einen Lidschlag länger. Er ließ sich zu Boden fallen, und das genau im richtigen Augenblick, denn draußen vor dem Fenster blitzte es auf.

Sie schossen ohne Warnung, und sie hatten direkt auf die breite Fensterscheibe gehalten, die mit einem lauten Krachen zersprang.

Ric Torrano rollte sich über den Boden, hielt dabei die MPi fest, das hier war kein Spaß, das war Krieg, verfluchter Krieg, in dem es um

sein Leben ging.

Kugelgarben siebten durch das Zimmer. Im Garten blitzten die ersten Scheinwerfer auf. Lange Bahnen tasteten durch den Raum, erhellten alles, die Schreibtischlampe war längst zerfetzt worden.

Wie eine Schlange war er über den weichen Teppich zur zweiten Tür gehuscht, durch die das Arbeitszimmer betreten werden konnte.

Dahinter lag ein tolles Schlafzimmer, verteilt auf zwei Etagen, gewissermaßen als Maisonette-Wohnung gebaut.

Natürlich besaß auch dieses Zimmer ein Fenster. Nur lag es nicht im direkten Schein der Strahler.

Torrano durchlief es. Dann hetzte er die Stufen der Holztreppe hoch in den oberen Raum.

Von draußen her hörte er harte Stimmen, die ihre Befehle in die Nacht schrieen.

Ric Torrano erreichte den zweiten Raum. Er war kleiner, zudem begann hier die Dachschräge. Große Fotos von nackten Mädchen klebten an den Wänden. Der Hundesohn, dem dieses Haus gehörte, hatte ein heißes Doppelleben geführt, doch das alles spielte jetzt keine Rolle mehr. Ric Torrano mußte weg.

Nur nicht dieses Fenster nehmen, durch das ebenfalls die Bahn eines Scheinwerfers drang. Es bot sich wegen seiner dreieckigen und bis zum Boden reichenden Form nahezu an. Das alles hatte der Killer bereits in sein Kalkül mit einbezogen.

Mit der rechten Schulter rammte er die schmale Tür zum Bad auf. Es lag an der anderen Seite des Hauses. Die Einrichtung interessierte ihn nicht, er sah nur das schmale Fenster, hinter dem sich noch die Dunkelheit der Nacht verteilte.

Er riß es auf.

Die Stimmen brüllten noch immer. Jemand schrie nach Tränengas. Okay, sollten sie, das würde ihm nichts mehr tun. Er hängte seine Waffe um, kletterte aus dem Fenster, sah die Dachrinne dicht vor sich, zog sich daran hoch und sah mit Schrecken, wie sie sich durchbog.

Sie würde sein Gewicht nicht mehr halten können.

Zuerst rutschte ihm die MPi von der Schulter, dann fiel er.

Torrano biß die Zähne zusammen, schrie nicht, konzentrierte sich auf den Aufprall, den er überstehen würde, denn der Boden unter ihm war nicht asphaltiert.

Er federte sich ab, warf sich nach vorn, überrollte sich, kam hoch - und sah plötzlich den Mann im Kampfanzug, der sogar einen Helm auf dem Kopf trug.

Beide waren im ersten Augenblick überrascht. Es kam jetzt darauf an; wer von ihnen schneller reagierte.

Jeder aus dem Kommando hatte den Befehl bekommen, rücksichtslos auf Torrano zu schießen. Für einen vielfachen Killer gab es keine

Gnade. Aber er war trotzdem schneller.
Seine MPi lag woanders, das Kampfmesser steckte an seinem Körper. Bevor der andere seine Waffe in die Schußposition drehte, war der stählerne Blitz bereits auf dem Weg zu ihm.
Dicht unter dem Hals schlug er in die Brust des Agenten, dessen Schrei erstickte im Blut.
Torrano wußte, daß der Mann tot war und sprang über die Leiche hinweg. Er ließ das Messer in dessen Hals stecken, für ihn war das Gebüsch wichtig, aus dem der andere hervorgekommen war.
Es sollte auch ihm als Deckung dienen.
Vor dem Haus fielen wieder Schüsse, diesmal allerdings dumpfer im Klang. Sie schossen die Tränengasgranaten ins Haus. Das sollte ihn nicht weiter kümmern.
Im Zickzack hetzte er quer über das parkähnliche Grundstück. Aber seine Jäger waren Profis, sie rechneten mit jeder Möglichkeit. Woher die langen Scheinwerferbahnen kamen, konnte er nicht sagen, jedenfalls waren sie da und sogar gefährlich nah. Dicht hinter ihm kreuzten sich ihre Bahnen.
Es blieb nicht aus, daß sie ihn erfaßten, denn schneller als ein Scheinwerfer war er nicht.
Für einen winzigen Moment stand er im grellen Licht. Das würde den anderen ausreichen, um seine Fluchtrichtung feststellen zu können, und plötzlich waren seine Chancen ganz gewaltig gesunken.
Aber er machte weiter.
Vor ihm ragte das verdammte Gestrüpp hoch. Dahinter war der Uferweg. Dort stand auch sein Wagen, und links davon schimmerte dunkel wie Teer das Wasser eines Kanals.
Würde das seine Rettung sein?
Wie eine Bombe brach Ric Torrano in das trockene Sommergestrüpp auf der Böschung. Es knackte unter ihm zusammen, und er hatte genügend Wucht hinter seinen Sprung gelegt, um sich freie Bahn zu verschaffen.
Waren sie auch am Kanal?
Er kam hoch und zog seine letzte Waffe.
Ein Revolver der Marke Smith & Wesson. Er gab ihm zwar nicht die Sicherheit wie eine Maschinenpistole, aber wehren konnte er sich damit auch.
Es war ein unauffälliger grauer Golf, der in der Dunkelheit nicht zu sehen war.
Vielleicht zwanzig Schritte hatte Torrano noch zu laufen. Hinter ihm war die Hölle los, da tobten die Verfolger heran, da war die Gegend durch das bleiche Licht der Scheinwerfer gespenstisch hell geworden.
Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.
Über sich hörte er ein Knacken. Natürlich hatten sie in der Nähe des

Autos gelauert. Nur im Gebüsch versteckt. Jetzt sprangen sie mit schußbereiten Waffen hervor, und das genau war ihr Fehler.

Sie hätten vorher schießen sollen, so gaben sie Torrano Zeit, einen Bruchteil eher abzudrücken. Wer einem Mann wie ihm den kleinen Finger reichte, für den endete es oft tödlich.

Zwei Kugeln rissen einen der Männer von den Beinen. Er brach schreiend zusammen.

Der andere feuerte.

Die harte Garbe jagte schräg auf Torrano zu, der sich blitzschnell duckte und mit den Knien über den feuchten Grasboden schlitterte, um hinter seinem Wagen Deckung zu finden.

Er schoß dabei nach rechts.

Die Kugeln kreuzten sich.

Er traf und wurde getroffen.

Es waren gleich zwei Schläge, die ihn erwischten. Eine Kugel blieb im Oberschenkel stecken, die andere erwischte ihn wie eine glühende Peitschenschnur am Rücken.

Die Wucht trieb ihn nach vorn. Daß die beiden Hundesöhne nicht mehr schossen, bedeutete kaum noch etwas. Er war verletzt, sein rechter Oberschenkel brannte, als wäre er von Flammenzungen eingeschlossen. Für einen Moment bekam er keine Luft mehr. Es war der Schock. Die Welt wurde zu einem Kreisel, der sich heftig drehte.

Das Ziel aber blieb.

Er mußte den Wagen erreichen, einsteigen, starten und dann fliehen. Abhauen, solange noch die Spur einer Chance bestand! Fast auf allen vieren erreichte er den Golf. Die Tür war offen.

Bei Jobs wie seinen mußte man immer darauf gefaßt sein, plötzlich türmen zu müssen. Wie recht er hatte, erlebte er hier, aber er biß die Zähne zusammen und drückte sich in das Fahrzeug.

Er setzte sich. Das verletzte Bein war für ihn mehr ein Gegenstand, den er nicht gebrauchen konnte.

Er kümmerte sich trotzdem nicht darum. In seinem Körper steckte eine eiserne Energie. Der Kampf ums Überleben hatte begonnen.

Noch sah er seine Verfolger nicht. Aber hinter ihm zeigte die Nacht einen hellen künstlichen Schimmer, denn auch jetzt huschten die Scheinwerferstrahlen durch die Finsternis.

Er machte weiter.

Er startete.

Es war so etwas wie ein Signal der Hoffnung. Sein Gesicht war nur mehr ein nasser glänzender Fleck. Selten zuvor hatte er so geschwitzt wie in dieser Nacht.

Der am Kanal entlangführende Weg gehörte nicht eben zu den Rennstrecken. Er war nicht asphaltiert, ein Pfad für Spaziergänger mit all den Unebenheiten, die man davon erwarten konnte. Eine mit Gras

bewachsene, mit kleinen Hügeln und Buckeln versehene Piste, die irgendwann auf eine Straße traf.

Sollte er es schaffen, sie zu erreichen durfte er trotzdem nicht zu lange fahren, denn er kannte die Tricks seiner Häscher. Sie standen mit den zuständigen Polizeistellen in Verbindung und würden für die nötigen Sperren sorgen.

Ric Torrano erlebte die folgende Zeit wie in einem Traum. Er wunderte sich, daß er das Auto trotz seines verletzten Beins noch fahren konnte. Wahrscheinlich war es der reine Überlebenswille, der ihn so handeln ließ. Er kam sich vor wie eine Puppe, die ferngesteuert wurde. Es mußte weitergehen, und er würde es auch schaffen. Er kannte Leute, die ihm helfen konnten. Einen Arzt, der ihm noch etwas schuldig war, nur wohnte der so verdammt weit weg.

Er hatte sich davor gehütet, die Scheinwerfer einzuschalten. Durch die Dunkelheit rollte er, und es war eine verfluchte Holperstrecke.

Jeden Stoß spürte er doppelt und dreifach. Da hatte er das Gefühl, als würde sein verletztes Bein aufschreien und ihm gleichzeitig erklären, daß es irgendwann abfaulte.

Torrano schaute in den Innenspiegel.

Nichts zu sehen.

Keine Verfolger, keine Glotzaugen der Scheinwerfer. Hatten sie tatsächlich aufgegeben?

Nein, das konnte und wollte er nicht glauben. Dazu kannte er die Sondereinheiten gut genug. Sie waren hervorragend gedrillt, sie blieben auf einer Spur wie Bluthunde. So leicht gaben sie sich nicht geschlagen. Sie würden weitermachen.

Und er würde das Nachsehen haben.

Fieber packte ihn. Es jagte heiß durch seinen Körper, war wie ein Sturm, die Zähne schlugen aufeinander, denn dem heißen folgte ein kalter Schauer, der für den Schüttelfrost sorgte.

Sein Kopf glühte, der Rücken brannte, und er hütete sich davor, sich gegen den Sitz zu drücken.

Dort spürte er auch die Wärme des Blutes, das aus der Wunde rann.

Einmal erwischt zu werden, ließ er sich noch gefallen, aber zweimal war die Hölle.

Und in der steckte er jetzt!

Der Golf schaffte es. Er rumpelte weiter. Es war mehr ein Hüpfen über den unebenen Boden. Jeden Schlag, jeden Stoß spürte der Mann hinter dem Lenkrad doppelt stark, und manchmal hörte er sich selbst aufstöhnen und leise fluchen.

Wann endlich war der Weg zu Ende?

In seinem Hirn rasten die Gedanken. Gleichzeitig merkte er, wie er immer mehr an Kraft verlor, wie er es einfach nicht mehr schaffte, wie es aus seinem Körper hervorrann wie eine Flüssigkeit, aber es war

nicht das Leben oder das Blut, sondern der Schweiß. Nie hatte er sich so gefühlt wie in dieser Nacht, in der alles schiefgegangen war. Er hatte jetzt Zeit, um nachzudenken. Zum erstenmal sah Torrano ein, daß er es wohl nicht schaffen würde.

Zwei Kugeln steckten in seinem Körper, das konnte er eigentlich nicht überleben, weil er noch gejagt wurde.

Aber er fuhr weiter.

Sogar schneller.

Er war verbissen, er richtete seinen Blick nach vorn, er hatte die Zähne zusammengedrückt, er keuchte, in seinen Augen stand ein unbeugsamer Wille. Die Haut an seinem Hals war so straff gespannt, daß sogar die Adern stark hervortraten.

Je mehr Distanz er zwischen sich und den Schauplatz des Geschehens brachte, um so mehr wuchs die Hoffnung, es letztendlich doch noch schaffen zu können. Sein Rücken kam ihm vor, als wäre jemand dabei, mit einer biegsamen Gerte darauf einzuschlagen, und die ersten Schatten der Schwäche überkamen ihn ebenfalls.

Sie waren wie große Tücher, die vor seinen Augen wallten. Fahnen, die von unsichtbaren Händen gehalten wurden und über seinem Kopf hinwegtrudelten.

Der Schmerz bohrte in seinem Körper, als stünde er dicht davor, irrsinnig zu werden. Die Welt geriet in einen Taumel hinein, dessen Schwung ihn in einen Taumel versetzte, den er nicht nachvollziehen konnte. Sein Handeln hatte er anderen Kräften überlassen müssen. Er besaß so gut wie keinen eigenen Willen mehr. Die gesamte Fahrt lief bei ihm ab wie ein Automatismus.

Er tat es, weil es getan werden mußte. Sein Überlebenswille war trotz allem noch vorhanden, er machte weiter, er fuhr weiter, er rollte hinein in das Dunkel, er kam sich vor wie in einem Tunnel, dessen Wände sich bewegten, als wollten sie ihn zerdrücken, aber er gab nicht auf. In seinem Kopf brauste es ebenso wie in den Ohren, den Druck spürte er von allen vier Seiten. Kälte und Hitze erwischten ihn zugleich, und über seinem Kopf schwebte bereits die Pranke des Todes.

Torrano wußte, daß er es nicht packen konnte. Irgend etwas war einfach zu stark. Etwas zog ihn weg aus der Realität. Manchmal hatte er den Eindruck, neben sich zu sitzen. Das Gefühl für Zeit war ihm völlig verlorengegangen, er wußte nicht einmal, ob ihn der Tag oder die Nacht umgab. Er mußte nur fahren, weg von hier, verschwinden, egal, wie lang der Tunnel auch war.

Und der hörte auf.

Explosionsartig erwischte ihn das Licht. So hart und schnell, daß es ihn aus seiner Lethargie riß.

Torrano wußte nicht mehr, was er tat, er löste seine Hände ruckartig

vom Lenkrad, riß die Arme hoch und bekam kaum mit, daß ein Lichtblitz durch den Golf zuckte. Alles drehte sich plötzlich, alles explodierte, die Welt war wie ein Kreisel.

Dann hörte er die Stimme.

Sie krächzte, sie war laut, sie drang aus dem Dunkel, und sie klang durch den Lautsprecher verzerrt.

»Halten Sie an! Steigen Sie aus! Legen Sie die Hände auf das Dach Ihres Wagens!«

Er kannte das Spiel, verdammt, er kannte es genau. Aber er wollte nicht, nein, den Triumph konnte er ihnen einfach nicht gönnen. Es wäre gegen seine Berufsehre gewesen, sich fangen zu lassen.

Die Stimme hatte bei ihm trotzdem noch etwas bewirkt. Er fand keinen Vergleich. Möglicherweise war es ein Adrenalinstoß gewesen, der durch seine Adern jagte und dafür gesorgt hatte, daß er die dumpfe tiefe Lethargie vergaß und wieder zurückkehrte in die Realität.

Plötzlich war er wach!

Alles bekam er mit. Das Licht der Scheinwerfer, die Fülle in seinem Wagen, die Blendung.

Er gab Gas.

Sie schossen.

Torrano zerrte das Lenkrad nach links. Ihm war alles egal. Er hörte, wie die Kugeln Löcher in das Blech stanzten.

Er mußte weg, und da gab es für ihn nur eine einzige Chance, wenn er ihnen nicht in die Hände fallen wollte.

Weiter nach links.

Er tat es.

Das Gaspedal trat er weit durch. Es war eine Bewegung, die ihn schreien ließ. Ein Fanal der Hoffnung, umweht von den knatternden Salven der Schüsse.

Torrano lachte sogar, als er den Ruck spürte, mit dem die Vorderräder ein Hindernis übersprangen.

Es war das letzte vor dem Fall ins Wasser.

Sein Wagen tauchte weg.

Und Torrano lachte noch immer. Auch dann, als er auf die dunkle Fläche aufschlug. Sein Gesicht hatte einen irren Ausdruck angenommen. In diesen Augenblicken war er dabei, den Verstand zu verlieren. Er hockte in seinem wieder dunkel gewordenen Wagen wie in einer Gefängniszelle, die Augen weit geöffnet, die Hände wie Krallen vorgestreckt, als suchten sie nach einem Halt.

Er sank.

Und er blieb sitzen. Es hatte beinahe den Anschein, als würde er es genießen, in den dunklen Fluten zu verschwinden. Trotz seiner Lage bekam er noch mit, wie sich an der rechten Seite ein heller Streifen

hektisch bewegte und über die dunkle Fläche huschte. Da suchte ein langer, bleicher Arm das Wasser ab, um ihn einzufangen.

Nein, es sollte ihnen nicht gelingen. Er würde diesen Hundesöhnen entkommen, egal wie.

Um ihn herum gurgelte und schmatzte das Wasser. Es hörte sich für Torrano an, als würde ein Ungeheuer etwas verschlingen.

Das Wasser schlug über ihm zusammen.

Er sank tiefer.

Hinein in die Unendlichkeit, umgeben von den gurgelnden Fluten des Kanals, und es kam Ric Torrano vor, als würde sich unter ihm die Hölle öffnen, um ihn willkommen zu heißen…

***

Der Einsatzleiter hieß Morgan Fissler. Er war ein Mann, der bisher immer auf der Siegerstraße gestanden hatte, obwohl er durch zahlreiche Höllen gegangen war.

Diese war zwar für ihn persönlich nicht so schlimm gewesen, aber sie hatte zwei seiner Männer das Leben gekostet. Ric Torrano, der Killer, war wie eine Viper gewesen, die kurz vor ihrem Tod noch wild um sich gebissen hatte.

Doch jetzt war er weg.

Versunken mitsamt seinem Wagen in den schwarzen Fluten eines Kanals, aus denen sie ihn wieder hervorholen mußten. Dank der guten Beziehungen war es Fissler gelungen, noch in der Nacht die entsprechenden Geräte herbeischaffen zu lassen.

Ausrüstung für die Taucher, einen entsprechenden Spezialkran und Scheinwerfer, die ihr kaltes Licht über die stille Wasserstraße verteilten. Alles lief genau nach Plan. Fissler paßte nur nicht der Tod seiner beiden Leute ins Konzept, und er dachte wieder einmal daran, wie mies sein Job doch war.

Er stand dicht am Ufer. In seinem linken Mundwinkel klebte eine schmale Zigarre. Wegen seiner roten Haare nannten sie ihn auch *Fire.* Sie waren so kurz geschnitten, daß sie auf seinem Kopf lagen wie eine dünne Flammenspur.

Zwei Taucher waren unten. Sie sollten den Wagen suchen und seine genaue Lage feststellen, um anschließend aufzutauchen und einen entsprechenden Bericht zu geben.

Die Nacht war kühl und dunkel. Dicke Wolkenberge zeichneten den Himmel. Kaum ein Stern war zu sehen, und wenn, dann schimmerte er nur mehr wie ein einsamer Lichtpunkt am Firmament.

Fissler rauchte, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen. Er starrte hinein in die grauen Wolken, die vor ihm herwehten und sich über der dunklen Fläche verteilten.

Eigentlich war alles glattgegangen. Es hätte für ihn keinen Grund zur

Besorgnis gegeben, und dennoch fühlte er sich in seiner Haut mehr als unwohl.

Das lag nicht allein am Tod der beiden Männer, nein, er hatte das Gefühl, als stünde ihnen noch eine Überraschung bevor. Diese Nacht war wie verhext. Es waren die Stunden der Jagd und die des Todes gewesen. Er kannte so etwas, denn er ging seinem Job schon ziemlich lange nach. Da kam es sehr auf Gefühle und Schwingungen an, und an diesem Ort merkte er die schlechten Vibrationen.

Nichts paßte mehr zusammen, obwohl alles so normal aussah. Jemand kam zu ihm und meldete, daß die beiden Taucher dabei waren, an Land zu klettern.

»Ich will mit ihnen reden!« sagte Fissler.

»Gut.«

Wenig später standen die beiden Männer vor ihm. Die Preßluftflaschen noch auf den Rücken, die Mundstücke hingen lose vor den Hälsen. Fissler brauchte nur in die Gesichter der beiden Männer zu schauen, um sein ungutes Gefühl bestätigt zu wissen, ohne daß er bisher schon eine Frage gestellt hätte.

»Wir haben den Wagen!« wurde ihm gemeldet.

»Und weiter?«

Der Sprecher fuhr über seinen fast haarlosen Schädel. »Mehr auch nicht, Sir.«

»Was heißt das?« Fissler fragte es, obwohl er genau Bescheid wußte. Aber er mußte nachhaken.

»Der Mann ist verschwunden.«

Fissler schwieg. Dann sagte er, und seine Stimme klang wenig überzeugend: »Ist er ausgestiegen? Hat er das noch geschafft?«

»Nein, Sir«, sagte der zweite Taucher. »Die Türen des Fahrzeugs waren geschlossen.«

Fisslers Blick bekam etwas Irres. Seine Lippen zuckten ebenso wie die blassen Wangen. Komisch, er fühlte sich nicht einmal auf den Arm genommen, aber er wollte es einfach nicht wahrhaben und sein Gefühl nicht bestätigt sehen, über das er all die Zeit lang nachgedacht hatte. Tief holte er Luft, starrte die beiden Taucher an und bat sie mit leiser Stimme, dies noch einmal zu wiederholen.

Sie taten es.

Fissler nickte. »Und Sie haben genau nachgeschaut. Sie wissen, daß die Türen verschlossen waren?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie in den Wagen hineingeleuchtet?«

»Auch das haben wir, Sir.«

»Hat sich Torrano verkrochen gehabt? Klemmte er zwischen den Sitzen? Ist es das gewesen?«

»Nein, Sir, er war verschwunden!«

Fissler strich über seinen Kopf. Er glaubte ihnen, verdammt, er glaubte ihnen. Er sah sein Gefühl bestätigt. Hier war einiges anders gelaufen, diese Nacht gehörte nicht zu den normalen.

»Sollen wir den Wagen hochholen lassen?«

Fissler nickte. »Aber zugleich werden Sie noch tauchen. Suchen Sie den Grund ab…«

»Sir, die Türen waren ebenso geschlossen wie die Fenster!«

Fissler schaute den Sprecher mit einem eiskalten Blick an. »Haben Sie nicht gehört, was ich Ihnen gesagt habe? Sie sollen alles absuchen. Oder meinen Sie, daß Ric Torrano vom Teufel persönlich geholt wurde?«

»Sie werden lachen, Sir, aber dem traue ich alles zu.«

Da bekam selbst der harte Einsatzleiter des Spezialkommandos eine Gänsehaut. Weitere Befehle gab er nicht. Was gesagt werden mußte, das war gesagt worden.

Er wollte Ric Torrano haben, er hatte diesen Fall zu einer persönlichen Sache gemacht, er wollte die Leiche des Killers sehen, aber das war ihm nicht vergönnt.

Das Kommando suchte noch am folgenden Tag, aber es war nichts zu machen. Die Leiche des Mörders blieb verschwunden, und Fissler dachte daran, daß dieses Wasser keine Strömung besaß.

Allmählich glaubte auch er daran, daß der Teufel persönlich Ric Torrano geholt hatte…

Es gibt viele Dinge, die ich mag, die ich liebe. Es hätte keinen Sinn, sie aufzuzählen, aber er gibt auch einige Tatsachen, die ich ablehne, für mich persönlich wenigstens.

Zu diesen Punkten zählt der Aufenthalt in einem Krankenhaus.

Und genau da lag ich.

Ich hatte mich in mein Schicksal fügen müssen, denn in meinem Körper hatte sich ein dermaßen starkes Gift ausgebreitet, daß bis auf meine Gehirnfunktion alles gelähmt worden war. Das heißt, ich hatte mich nicht mehr bewegen können und war auch nicht aus eigener Kraft aus dem Grab geklettert, in dem ich gelegen hatte.

Sanitäter hatten mich hervorgeholt, in ein Krankenhaus geschafft, wo mich die Ärzte durchcheckten.

Und wen die Kameraden einmal hatten, den ließen sie so leicht nicht wieder aus ihren Fängen. Ich war für sie zu einem Versuchskaninchen geworden. Sie hatten mich gedreht und gewendet, sie hatten mir immer wieder Blut abgezapft, es untersucht und nach einem Gegenmittel geforscht, das diese Lähmung überwand.

Es war ihnen gelungen, aber das hatte gedauert. Ich lag zunächst einmal zwei Tage fest.

Und es ging mir auch nicht schlagartig besser. Als ich mich wieder bewegen konnte, fühlte ich mich kaum besser, und ich verfluchte die

Person, die mir das eingebrockt hatte. Es war eine Frau gewesen, eine Totengräberin, eine verfluchte Witwe, die es nicht mehr gab, weil eine andere Frau über sich selbst hinausgewachsen war und mir durch ihre Aktion das Leben gerettet hatte.

Ich war matt, ich war zerschlagen, ich glaubte nicht mehr daran, einen Kreislauf zu haben.

Und ich mochte die Ärzte nicht.

Nicht weil sie kamen und nach mir sahen, sich über mich unterhielten, mir oft wohlwollend zunickten, nein, ich konnte es nicht haben, wenn sie mein Bett umstanden, auf mich niederschauten, mit ernsten oder weniger ernsten Mienen nickten und immer so taten, als läge mein Schicksal nur in ihren Händen.

Schließlich war ich es leid gewesen und hatte gefragt, wann, zum Teufel, ich endlich diesen Laden verlassen konnte.

»Versuchen Sie es!«

»Wie bitte?«

»Stehen Sie auf und gehen Sie.«

Diese Antworten hatten mir überhaupt nicht gefallen. Der Weißkittel hatte so gesprochen, als wüßte er mehr, als würde ich zusammenklappen wie ein Strohhalm, der von einer Hand Druck bekommen hatte.

Ich war ehrgeizig, ich wollte es ihnen zeigen, nickte und sagte dann: »Gut, ich mache es.«

Ja, ich stand auf. Sie beobachteten mich, sie sahen, wie ich mich quälte, wie es mir mies ging und wie ich dann, kaum daß ich mich aufgerichtet hatte, wieder zusammenbrach.

Sie fingen mich auf, sie lachten nicht, aber sie räusperten sich, auch ein Zeichen, Triumph auszudrücken. Sie legten mich wieder wie ein Baby ins Bett zurück, und vor meinen Augen drehte sich das gesamte Krankenzimmer wie ein Karussell.

Es dauerte schon seine Zeit, bis ich wieder klar sehen konnte und die Schwäche vorbei war.

»Wollen Sie noch immer gehen?« wurde ich gefragt. Der Sprecher bewegte dabei seine Augenbrauen, die über den oberen Rand der Brille hinwegwuchsen.

»Vorerst nicht.«

»Denken Sie daran, daß Menschen einen Kreislauf besitzen, Mr. Sinclair. Da bilden auch Polizisten keine Ausnahme. Es mag Sie zwar stören, aber ich muß Ihnen sagen, daß wir Sie noch einige Tage bei uns behalten werden. Daran können Sie nichts ändern. Man hat Ihnen ein Gift in den Körper gejagt; das sehr stark war. Ohne Gegenmittel wären Sie wohl kaum aus der Starre herausgekommen.«

»Wenn Sie das sagen, Doc.«

»Verlassen Sie sich darauf.«

Da blieb mir wohl nichts anderes übrig, als weiterhin in diesem so ›netten‹ Krankenzimmer zu bleiben und zu warten, daß sich mein Kreislauf wieder stabilisierte.

»Wir werden noch nach Ihnen schauen«, sagten sie zum Abschied, und dann verließen sie hintereinander das Krankenzimmer, wobei sie mir vorkamen wie eine Reihe zweibeiniger Schafe.

Ich fluchte hinter ihnen her, meinte aber nicht sie damit, sondern mein eigenes Schicksal, das mich deshalb erwischt hatte, weil ich einfach zu dumm gewesen war.

Ich hatte meine Gegnerin unterschätzt, dabei nicht wissend, daß es eine Feindin war.

Und jetzt lag ich hier.

Es war genau das eingetreten, was unsere Gegner immer wieder wollten. Das Sinclair-Team reduzieren, ausschalten.

Suko war durch die Kraft der Hölle zu einem Kind geworden. Ich lag in einem Krankenzimmer, ohne Chance, es schnell verlassen zu können, und der Teufel hatte so freie Hand wie all unsere anderen Feinde.

Es war schon be… scheiden.

Zum Glück hatte man mich in einem Einzelzimmer untergebracht, so störte ich mit meiner Ungeduld wenigstens keine anderen Patienten.

Ich hatte einen Fernseher mit Fernbedienung, eine abgetrennte Waschgelegenheit und ein Telefon, das glücklicherweise in Reichweite stand.

Um mich persönlich machte ich mir keine Sorgen. Meine Gedanken drehten sich mehr um meinen Freund Suko, und ich fragte mich, wie es ihm wohl ergangen sein mochte.

Was er mitmachte, war für mich einfach unbeschreiblich. Er lief als Kind durch London, das Seelenschwert hatte ihn zweigeteilt, und hätte er nicht seinen Stab besessen, wäre es ihm nicht einmal möglich gewesen, normal zu reden. Dann hätte er sich uns als Klosterschüler präsentiert, wie er es einmal gewesen war.

Ein furchtbares Schicksal…

Und ich konnte ihm dabei nicht helfen. Ich konnte nichts, aber auch gar nichts für ihn tun.

Wer waren denn unsere Hoffnungen? Die Conollys? Jane Collins, die Horror-Oma etwa? Sie alle versuchten ihr Bestes, aber sie waren einfach nicht wirkungsvoll genug. Der einzigen Person, der ich etwas zutraute, war Shao, und daß sie am Ball bleiben würde, hatte sie ja bewiesen, als wir Suko aus diesem verdammten Hexenhaus hervorgeholt hatten.

Nur seinen Zustand hatten wir nicht ändern können, und das Seelenschwert gab es auch nicht mehr.

Ich konnte es drehen und wenden, die Lage war und blieb mehr als

schrecklich.

Das Telefon riß mich durch sein Summen aus meinen Gedanken. Zum Glück schrillte es nicht. Nach dem dritten Läuten hielt ich den Hörer in der Hand, meldete mich und ärgerte mich darüber, daß meine Stimme so schwach klang.

»Wieder von den Toten erwacht, John?«

»Fast, Sir.«

Ich hörte das Lachen meines Chefs. »Jedenfalls habe ich Ihre Stimme erkannt, immerhin etwas.«

»Danke.«

»Und sonst?«

Ich lachte, aber es klang nicht gut. Ich war sogar soweit, daß ich mich nach meinem alten Büro zurücksehnte. »Ich hatte versucht, dem Laden hier good bye zu sagen, aber…«

»Um Himmels willen, hören Sie auf. Ich kenne die Ärzte. Ich kenne auch Ihren Zustand, John.«

»Man wollte mich nicht weglassen.«

»Zu recht.«

»Was heißt das? Ich…«

»Sie sind zu schwach.«

»Woher wissen Sie das denn, Sir?« Ich spielte den Überraschten, obwohl ich seine Antwort schon ahnte.

»Ich habe mit dem Chefarzt nicht nur einmal telefoniert. Er hat mich informiert, er hat mich…«

»Schon gut, Sir, ich habe verstanden. Ich werde noch einige Tage in diesem herrlichen Zimmer bleiben, aus dem Fenster schauen und beobachten, wie eine Septembersonne den Londoner Himmel regelrecht vergoldet. Das ist super! Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt wie heute.«

»Wie Sie das sagen, glaube ich es Ihnen beinahe.«

»Und was liegt sonst an, Sir?« Ich hatte die Frage mit ernster Stimme gestellt, und der Superintendent wußte auch, worauf ich hinauswollte, denn er sprach das Thema an.

»Sie meinen Suko. Da hat sich nichts geändert, John, rein gar nichts.«

»Ich dachte es mir. Weiß er denn Bescheid über mich?«

»Sicher.«

»Und wie hat er es aufgenommen?«

Mein Chef lachte. »Er wird Sie irgendwann besuchen kommen, wie auch einige andere.«

»Wunderbar!« rief ich aufgekratzt, »dann bringen Sie mir gleich meinen Schreibtisch mit, damit ich ihn hier im Zimmer aufbauen kann. Glenda soll auch kommen…«

»Von der soll ich Sie herzlich grüßen. Ich habe allerdings gesagt, daß man Sie vorerst in Ruhe lassen soll. Sie brauchen eine Zeit, um sich zu

erholen.«

»Nicht zu lange, Sir.«

»Das sollten wir den Ärzten überlassen. Die haben darin mehr Erfahrung.«

»Sorry, aber über meinen Körper bestimme ich selbst. Ich mag die Weißkittel nicht. Sie müßten mal in deren Gesichter schauen, wenn sie zur Visite erscheinen. Das ist einfach grauenhaft, da stellen sich Ihnen die Nackenhaare hoch.«

»So schlimm wird es auch nicht sein, John.«

»Doch, Sir. Sie müssen mir glauben. Diese Typen sind wie von Sinnen, wenn Sie einen Kranken sehen.«

»Okay, John, wir hören wieder voneinander.«

»Gern, Sir. Ich verspreche Ihnen, ein großes Vorbild für alle zu sein. Ich werde der beste Kranke sein, den das Personal hier erlebt hat. Das sage ich Ihnen.«

»Wie schön für uns alle.«

Als ich den Hörer auflegte, da merkte ich erst einmal, daß meine Stirn schweißnaß war. Selbst dieses Gespräch hatte mich angestrengt. Vielleicht hatte es auch an meiner unnatürlichen Liegehaltung gelegen, jedenfalls war mir der Hörer zum Schluß sehr schwer geworden und wäre mir fast aus der Hand gefallen.

Unter der dünnen Bettdecke streckte ich meine Beine aus, bewegte die Zehen und dachte daran, daß mein Kreislauf nicht mehr einschlafen sollte. Dieses Aufstehen vorhin war ja blamabel geworden.

Ich rückte den Kopf so zurecht, daß ich auf die Mattscheibe des Fernsehers schauen konnte.

Sie blieb grau und leer. Ich wollte nicht fernsehen, ich fühlte mich komischerweise so matt und müde, als hätte ich eine Woche lang durchgearbeitet und kaum Schlaf bekommen.

Die Ärzte hatten recht. Es war besser, wenn sie mich noch bei sich behielten. Es war viel besser, viel…

Meine Gedanken sackten weg. Irgendwo gab es da ein Rohr, das alles ansaugte.

Ich rutschte in die Tiefe, hinein ins Dunkel der Erschöpfung, die über mich kam und mich hinein in den tiefen Schlaf riß…

***

Ric Torrano hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, wie es sein könnte, wenn man tot war. Warum auch? Er hatte nur daran gedacht, andere in den Tod zu schicken, seinen eigenen hatte er immer weit von sich gewiesen.

Und jetzt war er tot.

Er hatte gar nicht überleben können, er war kein Fisch, sondern ein Mensch.

Und ein Killer.

Als Killer gehörte er in die Hölle. Das war ihm auch klar, denn der Teufel würde Typen wie ihn gern an seine Brust nehmen.

Und wie sah die Hölle aus?

Feuer, Schmerzen, ewiges Leiden. So hatte man es ihm als Kind erzählt. Komischerweise erinnerte sich Torrano daran und auch an seine Tante, die ihm immer viel von der Hölle erzählt hatte, die auf die bösen Menschen wartete.

Ihn hatte das nicht abgeschreckt, sondern fasziniert. Er hatte seine Tante sogar darum gebeten, mehr zu berichten. Sie aber war zurückgeschreckt und hatte fortan nichts mehr darüber berichtet.

Aber sie hatte eine Saat gelegt, und Ric hatte sich in seinem Leben der Hölle immer mehr verbunden gefühlt als dem Himmel.

Und jetzt?

Er mußte tot sein. Das konnte man nicht überleben. Er würde als Geist irgendwo umherwandern, er würde nicht atmen können, er würde keinen Herzschlag spüren, keine Schmerzen mehr, die von den beiden Wunden hinterlassen worden waren.

Die waren auch verschwunden.

Aber sein Herz schlug noch.

Er lag flach auf dem Rücken, hielt die Augen geschlossen und konzentrierte sich dabei auf den Herz- und Pulsschlag.

Demnach war er nicht tot.

Du bist verrückt, sagte er bei sich. Du bist total durchgedreht und verrückt. Was du hier erlebst und gedanklich nachvollziehst, ist ein Traum, der dir eigentlich nicht in den Kram paßt.

Wenn du die Augen öffnest, ist alles anders, dann bist du wieder in deinem Wagen, dann hörst du wieder das Rauschen, dann siehst du das Licht, dann…

Er öffnete die Augen.

Er hörte es rauschen und er sah das Licht, das ihn umgab. Tanzende Feuerzungen hatten einen Kreis um ihn geschlossen.

Sein bleiches Gesicht verzerrte sich in wilder Panik. Die Angst jagte in ihm hoch, und er schaffte es auch, einen Gedanken zu formulieren.

Das ist die Hölle! Verdammt noch mal, das ist die Hölle! Da ist sogar das verfluchte Feuer, von dem immer gesprochen wurde. Es hat dich eingekesselt, es tanzt um dich herum wie eine Bestie, es lebt, es will nicht zerstört werden, es will dich fressen und dem Teufel deine Asche als Beute bringen.

Das alles schoß durch seinen Schädel, als er die vier Flammenwände sah. Er konnte es nicht fassen, aber er traute sich auch nicht, aufzustehen, sondern blieb in seiner Rückenlage liegen, den Blick in die Höhe und gegen eine Decke gerichtet, die es eigentlich nicht gab, die nur in seiner Phantasie existierte.

Über ihm befand sich ein schwarzer Himmel. Hin und wieder aufgerissen durch den Widerschein der oben spitz zulaufenden Flammenzungen, als wären rotgelbe Geister dabei, sich eine neue Welt zu erobern, was aber so nicht stimmte, denn die Dunkelheit über seinem Körper blieb. Sie stieg nicht höher, und sie senkte sich auch nicht tiefer. Nichts in seiner Umgebung veränderte sich.

Alles blieb, und auch er blieb.

Allmählich gelang es ihm, den Schrecken zu überwinden. Ric Torrano war ein harter Bursche. Um ihn richtig aus dem Gleichgewicht zu bringen, da mußte es schon hart kommen, und er ging einfach davon aus, daß man noch etwas von ihm wollte.

Nur, wer konnte das sein?

Es gab eigentlich nur eine Lösung. Nur einer kam in Frage. Nur einer hatte die Macht, über den Tod und das Leben zu bestimmen. Da Ric nicht an Gott glaubte, war es eine zwangsläufige Folge, daß dies nur der Teufel sein konnte.

Genau er!

Der Killer schluckte. Er atmete, und erst jetzt stellte er fest, daß in seiner unmittelbaren Nähe zwar das Feuer rauchte und loderte, er aber keine Hitze spürte.

Kalte Flammen also.

Höllenfeuer?

»Du bist verrückt«, flüsterte er, »du bist einfach zu sehr in deinen eigenen Phantasien gefangen, denn das ist nicht möglich, das ist nur ein Traum, den du erlebst. Es sind deine Wunschvorstellungen, die du hier realisiert hast.«

Sollte das tatsächlich der Fall sein, dann mußte es eine Welt geben, die praktisch nur aus dem bestand, was der Mensch sonst träumte. Eine andere, eine zweite Welt, die hinter der normalen lag und mit dem Jenseits nichts zu tun hatte.

Wurden Träume in der Hölle geboren?

Zumindest die seinen, davon ging der Killer aus, der mehr Leben auf dem Gewissen hatte, als man überhaupt wußte. Er gehörte zu den Spezialisten unter den Killern und arbeitete für die autonomen Terrorbrigaden ebenso wie für die Mafia oder große Konzerne.

Falls er sich in der Hölle befand, so war sie ihm nicht unangenehm, denn er verspürte weder Hitze, Schmerzen noch Atemnot. Es ging ihm eigentlich ganz gut.

Nur eines stieß ihm säuerlich auf. Diese Hölle, dieses Bild glich haargenau dem, das seine Tante ihm als Kind immer erzählt hatte. Ihm schien es, als wäre genau dieser Bericht für ihn wahr geworden, und darüber freute er sich fast.

Das war ein Wahnsinn, das würde ihm keiner glauben, denn so was erlebte nicht jeder.

Als ihm dieser Gedanke kam, lachte er auf, und er brüllte gegen das Fauchen der Flammen an.

Doch sein Lachen verstummte. Er hatte den Kopf nach rechts gedreht und glaubte, innerhalb der lodernden Feuerzungen eine Bewegung zu erkennen. Da waren Gestalten.

Unwillkürlich umklammerte er mit beiden Händen die Ränder der Pritsche, auf der er lag. Seine Euphorie verflog mit einem Schlag und machte einer tiefen Depression Platz.

Die Angst kehrte zurück.

Waren die beiden Gestalten tatsächlich da, oder bildete er sich das nur ein?

Nein, sie waren da.

Und sie kamen.

Zuerst sah er ihre Arme, die sie vor- und aus dem Feuer streckten. Er sah ihre Hände, er sah ihre Körper und das ungewöhnlich bleiche Schimmern der Köpfe.

Noch kamen sie nicht, aber sie schienen die Flammen unter ihrer Kontrolle zu halten, denn das Feuer bewegte sich von vier verschiedenen Seiten auf ihn zu.

Es kam…

Es war bereit, ihn zu fressen, ihn zu vernichten, zu verbrennen, zu Asche werden zu lassen.

Und es kam Verstärkung.

Unter sich und auf der gesamten Fläche des Steinbodens puffte es plötzlich auf.

Im Nu war der Boden von kleinen, züngelnden Feuerzungen bedeckt.

Es war aus, es war vorbei.

Ric öffnete den Mund. Er wollte seine Not hinausschreien, aber aus seinem Mund drang kein einziger Laut. Dafür schossen die Bodenflammen höher, griffen nach ihm wie mit Krallen, turnten an den Rändern der Pritsche hoch, und dann wehten sie über seine Gestalt hinweg, um sich in der Mitte zu treffen.

Der Killer erlebte die Hölle pur und gab keinen Pfifferling mehr für sein Leben.

Das Feuer hatte ihn jetzt von fünf verschiedenen Seiten eingehüllt und gab ihm nicht die geringste Chance zur Flucht. Wenn es wollte, konnte es zupacken und ihn vernichten.

Das tat es nicht. Es fauchte, es bewies seine Stärke, es tanzte nur und umarmte den verkrampft daliegenden Mann auf seiner Pritsche. Es hielt den Tod fest, doch es schickte ihn noch nicht vor.

Plötzlich sah er die Spinnen.

Groß, haarig und fett. Sie tanzten inmitten der Flammen, als wären sie aus ihnen entstanden. Sie bewegten sich zuckend, ihre widerlichen Körper waren überall, neben und über ihm, als wollten sie Torrano

beweisen, daß die Flammen allein ihren Befehlen gehorchten. Sie fielen aus dem Feuer nach unten, landeten auf seiner Brust, wirkten zuerst wie leblos, um sich dann auf den Beinen festzukrallen. Sie suchten sich seinen Körper als Startbahn aus und glitten auf seinen Hals zu, den sie sehr schnell hinter sich ließen, damit sie den Weg über sein Gesicht nehmen konnten und er ihre hauchdünnen Beine wie ein Kribbeln auf seiner Haut spürte.

Lange dauerte dieser Zustand nicht an.

Plötzlich spürte er nichts mehr.

Ric wollte es zunächst nicht glauben, er hielt auch seine Augen geschlossen, weil ihm das viel wichtiger war. Nach einer Weile aber, als noch immer nichts geschah, schaute er wieder hin.

Keine Spinnen, kein Feuer, dafür ein düsteres Licht, das hoch über ihm schwebte und wie ein Ball aussah, der seine Strahlen auch in die Tiefe schickte, damit er die Umgebung der Pritsche erhellen konnte.

An der rechten Seite standen die beiden Gestalten, die er vorhin nur schemenhaft in den Flammen gesehen hatte. Jetzt erkannte er sie überdeutlich, und bei ihrem Anblick hatte er das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Sie trugen lange, schwarze Ledermäntel, hielten messerscharfe Spieße in den Händen, was dem Killer nicht einmal großen Schrecken einjagte. Furcht bereiteten ihm nur die beiden blanken und bleichen Totenschädel, die aus den hochgestellten Kragen der Mäntel hinauswuchsen und so verdammt echt aussahen.

War das der Tod?

Oder waren es nur die Schergen des Teufels, die in seinen Kerker gekommen waren, um ihn zu holen?

Er wußte es nicht, aber er rechnete mit jeder Möglichkeit. Er hatte das Gefühl, in einer Leere zu liegen, die ihn irgendwann völlig verschlingen würde.

Dann war alles aus.

Sie starrten ihn an. Ihre Augenhöhlen in den Totenschädeln waren nicht leer. In ihnen schwamm eine graubleiche, gallertartige Masse, die sich zuckend bewegte, als wollte sie jeden Augenblick hinausfließen und am Gebein nach unten rinnen.

Sie beugten sich vor.

Zum erstenmal bewegte sich der Killer. Er wollte zur Seite rollen, verkrampfte sich aber schon im Ansatz der Bewegung und blieb am Rand der Pritsche liegen.

Gnade kannten sie nicht.

Sie hoben ihre Spieße - und stießen *nicht* zu, denn sie hatten etwas anderes vor. Sie wollten nur die Furcht des Mannes bis auf den Siedepunkt treiben.

Mit ihren Händen griffen sie nach ihm.

Torrano verkrampfte sich noch stärker, nur konnte er den Klauen nicht entkommen und ihnen auch nichts entgegensetzen, sie waren einfach zu hart, und die beiden Horror-Gestalten wußten genau, was sie zu tun hatten. Sie zerrten ihn hoch.

Für einen Moment ließen sie ihn auf der Pritsche sitzen, bevor sie ihn dann hochzerrten und auf die Füße stellten.

Im selben Augenblick fauchte auch das Feuer wieder vor ihm hoch. Es drang aus unzähligen Ritzen aus dem Boden hervor, war ein rotgelbes und bläuliches Gemisch, und die beiden Wächter hatten darauf nur gewartet, denn sie übten Druck aus und zerrten ihn dieser verfluchten Flammenwand entgegen.

Er setzte ein Bein stolpernd vor das andere. Ric fühlte sich ausgelaugt, so hilflos. Er dachte auch daran, daß er trotz allem gut laufen konnte, von seiner Schußwunde im Bein war nichts mehr zu sehen. Jetzt kam es ihm so vor, als hätte er sich alles nur eingebildet.

Die Flammenwand wartete auf ihn.

Für ihn gab es keine Umkehr mehr, kein Zurück, er mußte hinein und hindurch.

Beide Wächter kannten kein Pardon, sie zerrten und rissen ihn weiter, dann schlugen die Flammen über den drei unterschiedlichen Wesen zusammen, und Torrano spürte sie wie einen hauchdünnen Vorhang, mehr nicht.

Er lebte, das Feuer hatte ihm nichts getan. Beinah hätte er gelacht, dann aber sah er, was sich hinter den Flammen befand, und das war genau das Gegenteil davon.

Keine Helligkeit mehr, sondern eine dumpfe, unheimliche, brütende Umgebung, eine Hölle, von deren Decke sogar Wasser tropfte. Es klatschte auf den unregelmäßig hohen Steinboden.

Erst jetzt sah er die Fackeln.

Es waren zwei. Sie steckten in Spalten an der gegenüberliegenden Höhlenwand, und ihr Licht fiel auf die kreisrunde Öffnung im Boden, die der Eingang zu einem tiefen Schacht sein mußte.

Die beiden Gestalten führten ihn auf diese Öffnung zu. Beim Näherkommen sah Ric, daß der Rauch nicht von den Fackeln stammte, sondern als quirliges Gemenge aus der Öffnung strömte und in dünnen, grauen Wolken die Flammen durchwanderte.

Sogar riechen konnte er den Rauch.

Er stank ätzend, als würde etwas in der Tiefe der Schächte verbrennen. Der Geruch legte sich schwer auf seine Zunge. Er konnte ihn schmecken, er konnte ihn schlucken, und er widerte ihn an.

Was hatte diese Öffnung zu bedeuten? War sie der Zugang zur eigentlichen Hölle?

Torrano rechnete mit allem, er verkrampfte sich, er wollte nicht mehr weiter, aber die anderen ließen ihm keine Chance.

Und sie unterstrichen ihre Bemühungen mit ihren Waffen, deren Spitzen über sein Gesicht hinwegstrichen, ohne es zu verletzen. Er wußte aber, daß sie auch anders konnten.

Vor der Öffnung blieben sie stehen.

Torrano konnte es kaum fassen. Er war den beiden fast dankbar dafür, daß sie ihn nicht hineinstießen. Sie hatten nur dicht davor angehalten, so daß er, wenn er wollte, den Kopf senken und in diesen Schacht hineinschauen konnte.

Noch immer drang der stinkende Rauch aus der Öffnung. Einige Male hatte Ric geschnuppert und überlegt, wonach der Qualm roch.

Plötzlich wußte er Bescheid.

Der Qualm stank nach Schwefelgas, und das wiederum war ein Indiz für den Teufel.

Stand er vor dem Eingang zur Hölle?

Seine Nerven flatterten, das Herz schlug in seiner Brust wie ein Hammer. Wieder steigerte sich seine Furcht. Ihm wurde bewußt, wie winzig doch ein Mensch im Verhältnis zur Kraft und zur Macht des Teufels war.

Seine sichtbare Umgebung war still. Da rührte sich nichts, abgesehen von den eigenen lauten Atemzügen. Aber aus der Tiefe des Schachts drangen Geräusche.

Ein dumpfes Grummeln und Grollen, als wäre ein Ungeheuer aus seinem Schlaf erwacht.

War der Teufel ein Ungeheuer?

Im übertragenen Sinne schon, auch wenn er nie als Monster beschrieben wurde, wie man es in den Fantasy-Filmen zu sehen bekam. Ries Tante hatte ihn sehr oft beschrieben und immer wieder anders, denn sie war davon überzeugt gewesen, daß der Teufel in der Lage war, sich jeder Umgebung in den bestimmten Gestalten anzupassen.

Das Grollen blieb, wurde aber leiser, verklang dann ganz. Dafür entstand ein anderes Geräusch.

Gleichzeitig ließen ihn die Bewacher los und traten jeweils einen Schritt zurück.

Was hatte das wieder zu bedeuten?

Ric brauchte nur kurze Zeit zu warten, dann bekam er die Lösung präsentiert.

Aus der Schachtöffnung schoß jemand hervor, er hörte ein brüllendes Gelächter, zuckte zurück, schrie, preßte seine Hände gegen die Wangen und schaffte es doch nicht, den Blick von dieser Gestalt zu nehmen.

Das war er, das mußte er einfach sein, es gab keine andere Lösung. Er, Ric Torrano, war in der Hölle gelandet und stand nun deren Herrscher gegenüber…

***

Der Nachmittag kam, die Ärzte schauten noch einmal vorbei, maßen Fieber, schauten sich meine Augen an, flüsterten miteinander und zogen zusammen mit den beiden Krankenschwestern lächelnd ab.

Ich war wieder allein.

Blieb es aber nicht lange, denn wieder öffnete sich die Tür, und meine Krankenhausperle, Schwester Lydia, betrat den Raum. Sie schob einen Wagen vor sich her, auf dem mehrere Tabletts ihren Platz gefunden hatten. Es war Zeit für das Abendessen.

Sie grüßte freundlich, lächelte mich an und kam mir dabei vor wie ein fülliger, grinsender Dämon, als sie sich über mich beugte.

Das war schon ein Gebirge von Frau. Ihre kräftigen Arme ließen bei jedem Patienten den Gedanken an Flucht aus dem Krankenzimmer schon gar nicht aufkommen, aber ihre hohe, fast kindliche Stimme stand im krassen Gegensatz zu ihrer Figur.

Sie drückte auf einen Knopf, mein Kopfende stellte sich hoch, so daß ich sitzen konnte. Ich hörte aber nicht, was sie zu mir sagte.

Mein Blick war auf das Essen gerichtet.

Es gab eine Suppe und Brot. Dazu ein Ei und Tee.

Wo blieb das Steak?

Darauf hätte ich jetzt Hunger gehabt, aber nicht auf diesen komischen Krankenhausfraß, und das sagte ich Lydia auch.

Als sie mich anschaute, glichen ihre Blicke scharf geschliffenen Dolchen. »Ist was?« fragte ich.

»Wie können Sie nur so etwas sagen, Mr. Sinclair. Andere Patienten wären froh, wenn sie dieses Essen bekämen. Sie brauchen nicht einmal Diät zu machen und…«

»Moment«, sagte ich. »Ich habe nur…«

Sie ließ mich nicht ausreden, nahm das Tablett und stellte es auf das Bett. Es besaß vier Füße, damit es nicht auf meinem Körper zu liegen kam. »Wir sind hier nicht in einem Fünf-Sterne-Restaurant, sondern in einem Krankenhaus.«

»Das habe ich gemerkt.«

Sie stemmte ihre Arme in die Hüften. »Wie meinten Sie?«

»Schon gut, Schwester, schon gut. Ich freue mich ja über das Essen, aber hätten Sie auch etwas Salz?«

»Nein, das ist ungesund. Guten Appetit.«

Das zu sagen, war schon fast eine Folter. Sie ging und hieb wuchtig die Tür zu.

Wäre es mir besser gegangen, dann hätte ich die komische Suppe in das Waschbecken gekippt, so aber blieb mir nichts anderes übrig, als sie zu probieren.

Sie schmeckte zum Glück nicht so, wie sie aussah. War auch ausreichend gewürzt, und ich mußte der Schwester Abbitte leisten,

was das Essen anging. Die beiden Eier verputzte ich ebenfalls, auch das Brot, und ich fand sogar noch Käse.

Als sie zurückkehrte und die leeren Teller sah, strahlte sie über das ganze Gesicht. »Nun, wie…«

»Ausgezeichnet, Schwester. Besser als in dem von Ihnen erwähnten Restaurant.«

»Jetzt wollen Sie mich aber auf den Arm nehmen.«

»Nein, das würde ich in meinem Zustand nicht schaffen und später auch nicht, fürchte ich.«

»Lieber mollig und froh, als dürr und griesgrämig«, sagte sie und hob das Tablett.

Sie hatte den Wagen wieder mitgebracht, stellte das Tablett darauf und schob ihn zur Tür.

»Kommen Sie noch mal wieder, Schwester?« rief ich ihr nach.

Sie drehte sich um. »Weshalb?«

»Weil ich es gewohnt bin, einen Gute-Nacht-Kuß zu bekommen.«

Da hatte ich etwas gesagt. Sie machte ein Gesicht, als wollte sie mich fressen, atmete schnaufend und zog von dannen.

Ich fühlte mich wesentlich besser als noch vor zwei Stunden und in einer gewissen Art und Weise sogar übermütig; das Essen hatte mich gestärkt.

Konnte ich es noch einmal wagen, das Bett zu verlassen?

Lange dachte ich darüber nicht nach. Ich saß noch immer, drehte mich herum, schwang die Beine aus dem Bett und stützte die Füße auf den Boden. Dann stemmte ich mich hoch.

Der Schwindel packte mich wie eine Windbö. Ich geriet ins Taumeln und dachte nur daran, um Himmels willen nicht auf die falsche Seite zu fallen. Ich hatte Glück und kippte zurück.

Weich landete ich in meinem Bett, blieb auf dem Rücken liegen und holte tief Luft. Es tat gut, so zu atmen, denn allmählich verging der Schwindel.

Ob ich es nun wollte oder nicht, ich mußte den Ärzten recht geben, wenn sie mich hier festhielten.

Es ging mir nicht gut, ich war einfach zu schwach.

Dieses verfluchte Gift hatte mich stärker mitgenommen, als ich zugeben wollte.

Mist auch…

Ich schaute zum Fenster. Dahinter zeichnete sich der Himmel ab. Wie die Zinken einer Gabel drangen die drei belaubten Zweige von der linken Fensterseite her in mein Blickfeld. Die Blätter zitterten im leichten Wind. Eine Amsel hatte dort ihren Platz gefunden und flötete ein Lied.

Ich wurde schläfrig. Darüber ärgerte ich mich zwar, aber ich konnte dagegen nichts tun. Wahrscheinlich war es so, daß ein Bett einfach

müde machte.

Meine Augendeckel wurden immer schwerer. Die Dunkelheit überfiel mich, und sie zerrte mich hinein in einen tiefen Schlaf, der nicht frei von Träumen war.

Keine guten Träume.

Schreckliche Vorstellungen, denn es wiederholte sich irgendwo das, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte.

Die Träume drehten sich um Suko. Ich sah ihn gleich zweimal, einmal als erwachsenen Mann und zum anderen als Kind, das von dem Erwachsenen an der Hand gehalten wurde.

Furchtbar für mich, den Träumer. Ich wollte beide festhalten, zu mir heranziehen, aber ich kam nicht hin und erlebte mit, wie sich ihre Gesichter in blutige Teufelsfratzen verwandelten.

Dann zerplatzten sie, dafür hörte ich eine Stimme. Sie war zunächst nur ein leises Flüstern, so daß ich die Worte nicht verstehen konnte.

Aber die Stimme gefiel mir nicht.

Sie klang böse, zischend und unheimlich. Sie war eine Drohung an mich, sie drang ein in mein Gehirn, und sie quälte mich dort mit ihren Worten.

Ich komme, Sinclair! Ich werde kommen!

Wer kam?

Ich schlief und versuchte trotzdem zu überlegen.

Dann wieder die Stimme.

Ich komme, Sinclair, ich komme zu dir. Sehr bald schon! Ich werde dir einen Tanz beibringen, den Messertanz! Den wirst du nicht überleben. Niemand kann das. Denk an den Messertanz, Sinclair!

Denk an ihn, denke auch an mich…

Die Stimme verstummte, aber meine tief im Innern steckende Furcht blieb, sie ließ sich nicht vertreiben. Ich empfand während des Schlafs ein furchtbares Angstgefühl. Ich machte Schlimmes mit und war bald schon in Schweiß gebadet, denn dieser unheimliche Traum hatte all die tief in meinem Innern steckende Angst wie eine gewaltige Woge nach oben gespült, in der ich herumwirbelte wie ein Ertrinkender, ohne daß es mir gelang, sie zu durchbrechen.

Glas hüllte mich ein.

Dahinter sah ich Gesichter.

Suko tauchte auf. Er trug den Kopf des Teufels in der Armbeuge. Seine Augen versprühten das gleiche Feuer wie die des Satans.

Er grinste mich an.

Schlangen, dünn wie Peitschen, wischten aus seinem Mund, klatschten gegen das Kinn oder fuhren zuckend in die andere Richtung, wo sie die Nase bedeckten.

Es waren grauenhafte Bilder, und ich sah nie mich selbst, dafür meine Freunde, denn Suko schleuderte den Schädel plötzlich weg und

hielt dafür mehrere Messer in den Händen.
Damit stach er zu.
Die Klingen drangen in die Körper von Bill Conolly, Jane Collins und Sarah Goldwyn ein.
Sie zerfetzten sie. Blut spritzte aus den Wunden.
Dazwischen sah ich die Gestalt des Kindes Suko, der seine blutigen Klingen bewegte, sich daran erfreute und zuschaute, wie Jane Collins und Sarah Goldwyn starben.
Nur Bill lebte noch.
Er hatte es geschafft, sich hinzusetzen. Beide Hände preßte er auf seine Wunde im Magenbereich.
Zwischen den Fingern sickerte es rötlich hervor. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, bei dem sich Staunen und Schmerz miteinander vermischten.
Dann fiel auch er.
Das Kind Suko drehte sich um. Es hatte den Mund weit aufgerissen, es lachte widerlich, schleuderte dann seine Messer weg, die von einer fremden Hand aufgefangen wurden.
Ich erwachte durch meinen eigenen Schrei!
Es war schlimm, schweißgebadet lag ich im Bett, der Kopf drückte gegen das Kissen, und ich hörte mich selbst keuchen. Einen derartigen Traum hatte ich noch nie erlebt.
Er kehrte zurück. Ich erinnerte mich wieder, und ich dachte auch an die geflüsterte Botschaft, die mir übermittelt worden war. Jemand wollte kommen, jemand wollte einen Messertanz einleiten.
Aber wer?
Ich wischte über meine Augen, und der Schweiß blieb an der flachen Hand kleben. Ich war noch zu verwirrt, um über den Traum sehr nüchtern nachdenken zu können. Daß er etwas zu bedeuten hatte, war mir schon klar, aber was?
Natürlich wußte ich, daß es Wahrträume gab. Das waren Botschaften, die das Unterbewußtsein schickte, die mich warnen wollten, und dabei brauchte ich nicht erst den guten Freddy Krüger zu bemühen. Wovor aber hatte mich dieser Traum warnen wollen?
Vor Suko, vor den Messern, vor beidem oder vor dem Unbekannten, der zum Schluß des Traumes die Klinge aufgefangen hatte und sie in seinem Handschuh verschwinden ließ?
Da kam einiges zusammen, und wenn ich das alles addierte, konnte ich nur von einer Eskalation des Schreckens sprechen. Alles andere kam nicht in Frage.
Über meinen Rücken rann ein Schauer. Ich schwitzte nicht mehr, ich fror. Um mich herum war es dunkel. Draußen war längst die Nacht angebrochen. Vom Flur her hörte ich die Stimme der Schwester Lydia. Sie schimpfte mit einem Patienten.

Dann schaute ich zum Fenster.

Es malte sich als Rechteck in der Wand ab. Hinter der Scheibe waren die dünnen Baumzweige nur mehr als zitternde Schatten zu sehen, noch dunkler als der Himmel.

Allmählich verblaßte die Erinnerung an den verfluchten Traum. Ich mußte wieder zu mir selbst finden und mich vor allem körperlich soweit in die Reihe bringen, daß ich mich einer eventuell vorhandenen Gefahr entgegenstemmen konnte.

Die Welt kam mir verloren vor. Erst jetzt spürte ich, wie einsam ein Mensch sein konnte.

Ich unterließ es aber, nach der Schwester zu klingeln, statt dessen drückte ich mich wieder zurück und probierte es mit einer Entspannung oder Meditation.

Dazu kam ich nicht.

Das Flüstern erfüllte das Zimmer. Es schwebte wie ein böses Omen über mir.

Zischelnd und gleichzeitig hart war die Stimme.

»Ich komme, Sinclair. Ich komme zum Messertanz…«

Ein Lachen folgte. Scharf, widerlich und gleichzeitig wissend. Dann wurde es wieder still.

Ich schaltete das Licht ein, doch kein Mensch, kein Monster und kein Geist war zu sehen.

Aber meine Beklemmung blieb…

***

War es der Teufel?

Für Ric Torrano gab es keine andere Möglichkeit, als er dieses schreckliche Wesen sah.

Es war ein nacktes, behaartes Etwas, ein stinkender Widerling mit glühenden Augen, der aus dem Dunkel des Schachts ins Freie geschossen war, eingehüllt in eine graue Wolke, die sich ebenso verflüchtigte wie die Gestalt selbst.

Torrano kamen Zweifel. Er wischte über seine Augen. Hatte er sich getäuscht? War er einer Halluzination erlegen?

Dann hörte er hinter sich die Stimme. Sie klang so glatt, so seifig, auch ölig.

»Willkommen in der Hölle, mein Lieber!«

Er drehte sich um.

Der Teufel stand vor ihm. Und das war nicht mehr dieselbe Gestalt, die aus dem Schacht gewischt war. Er hatte sich total verändert, denn nun sah er aus wie ein eleganter Herr, der im Begriff war, die Oper oder ein Konzert zu besuchen, denn er trug einen dunklen Frack, ein steifes, weißes Hemd und ein Lächeln zur Schau, wie es überheblicher nicht hätte sein können.

»Überrascht?«

Ric nickte.

»Willst du mir nicht danken, Mensch? Mir, deinem Lebensretter? Denn ich habe dich aus dem Wagen geholt.«

»W…wieso…?« Torrano war völlig durcheinander. Er wäre nicht einmal in der Lage gewesen, eine kleine Rechenaufgabe zu lösen, und das merkte der Teufel auch, denn er sagte zu ihm:

»Ich glaube, daß ich dir eine kleine Erklärung schuldig bin, damit du erkennst, was dir bevorsteht.«

»Das meine ich auch.«

Der Satan breitete die Hände aus. Sie wirkten sehr gepflegt, als wäre er erst vor Minuten aus der Maniküre entlassen worden. Er redete freundlich und nahm Torrano zunächst alle Scheu.

»Wen ich in diesen Teil meines Reichs hole, der kann sich darüber freuen. Ich weiß, daß du dich schon als Kind für mich interessiert hast, denn deine Tante las dir die Geschichten vor, die sich die Menschen über mich erzählten oder aufschrieben. Du warst begeistert damals, diese Geschichten haben dich fasziniert, das habe ich nicht vergessen, und ich habe mich jetzt wieder daran erinnert. Ich brauchte Menschen, die mir zugetan sind. Die Kämpfe werden immer härter, meine Gegner formieren sich, ich muß nach vielen Seiten schlagen, verstehst du?«

Der Killer nickte. »Bin ich eigentlich in der Hölle?« schnitt er ein anderes Thema an.

»Was heißt hier schon Hölle? Man kann sie nicht genau definieren, mein Freund. Jedenfalls bist du bei mir. Ich will dir sagen, daß ich mich an dich erinnerte, daß ich jeden unter Kontrolle habe, der mir zugetan ist, und ich dich deshalb vor dem Tod rettete. Gib zu, daß du ertrunken wärst, ersoffen in einem dreckigen Kanal. Man hätte dir keine Chance gelassen. Du warst verletzt, du warst entkräftet. Vielleicht hättest du dich noch aus dem Fahrzeug befreien können, aber dann hätten sie auf dich gelauert und dich mit ihren Kugeln durchsiebt. Nein, es war wirklich besser, daß ich eingriff und mich an meinen Diener erinnerte. Ich habe dich geholt, und ich erwarte etwas von dir.«

Da der Teufel schwieg, schaute Ric Torrano dorthin, wo die Wunde sein mußte.

Sie war nicht mehr vorhanden.

Nichts war zu sehen. Alles war in der Zwischenzeit abgeheilt. Es gab keine Narbe, die sich von der normalen Haut abgehoben hätte. Und da kam er nicht mit.

Langsam hob er wieder den Kopf. Er sah das Lächeln auf dem blassen Mund des Teufels und auch den heimtückischen Blick seiner Augen. »Verstehst du es jetzt?«

Der Killer nickte, obwohl er eine andere Antwort gab. »Nein, verstehen kann ich es nicht. Es ist… es ist… für mich wie ein… ein…«

»Wunder, nicht wahr?«

»Ja.«

Der Höllenherrscher mußte lachen. »Das stimmt, mein Freund. Es kommt einem Wunder gleich. Nicht nur meine geistigen Todfeinde können Wunder vollbringen, auch ich bin dazu in der Lage.«

Er streckte die Arme vor und breitete sie dann aus wie ein Zauberkünstler auf der Bühne. »Nur habe ich dem Kind einen anderen Namen gegeben. Ich nenne es nicht Wunder, für mich heißt dies Magie. Jawohl, ich heile, ich kämpfe und verteidige mit magischen Kräften. Ich liebe die Magie, die Überraschungen. Wer mir dient und auf meiner Seite ist, kann daran teilhaben. So wird es dir ebenfalls ergehen, falls du dich für mich entscheidest, denn ich bin großzügig und lasse dir die Wahl.«

»Und wenn ich mich anders entscheide?« fragte der Killer.

Asmodis hob die Augenbrauen. Dann lachte er. »Du bist verrückt, aber ich verzeihe dir die Frage; und ich habe sogar die Großzügigkeit, dir eine Antwort zu geben. Erinnerst du dich an das Feuer? Es hat dich umgeben, als du aus deinem Zustand erwacht bist. Es hat dir nichts getan, ich habe es zurückgehalten. Ich kann es aber auch ändern. Ich kann dich und die Flammen beherrschen. Ich könnte dafür sorgen, daß sie dich zu Asche verbrennen, und ich kann noch etwas anderes tun. Achtung!«

Der Killer brüllte auf.

Er war ein verflucht harter Knochen, aber diese Schmerzen waren auch für ihn nicht zu ertragen.

Schlagartig waren seine beiden Wunden aufgebrochen. Die im linken Schenkel ebenso wie die Wunde im Rücken, wo ihn das Geschoß gestreift hatte. Er spürte auch wieder das Blut aus der Wunde dringen, das seine Haut näßte, und er brüllte mühsam dem Teufel seine Bitte entgegen. »Hör auf, bitte, hör auf…«

Schlagartig waren die Schmerzen verschwunden, die Wunden schlossen sich, er spürte nichts mehr.

»Nun?«

Ric Torrano keuchte heftig. Er nickte einige Male. »Ja, ja«, sagte er schwer atmend. »Ich werde bei dir bleiben, ich werde dir meine Dankbarkeit erweisen.«

Asmodis nickte in seine Richtung. »Ich habe nichts anderes erwartet«, erklärte er. »Und ich möchte, daß du genau zuhörst, mein lieber Freund. Es gibt da ein Problem, das du mir aus der Welt schaffen sollst. Ich habe ihm einen Titel, eine Überschrift gegeben. Es heißt Tanz der Messer oder Messertanz!«

Damit konnte der Killer beim besten Willen nichts anfangen. Er hob

die Schultern und schüttelte den Kopf.
Asmodis lächelte. »Ich werde dir Waffen überlassen, damit du deine Aufgabe durchführen kannst. Bisher hast du fast nur geschossen, das aber will ich nicht, das darf nicht sein, denn die Messer sind einfach besser. Sie sind gut, sie sind schnell, lautlos und tödlich. Ich halte dich für den Mann, der mit diesen Waffen sehr gut umgehen kann, und du wirst mir sicherlich den Gefallen tun.«
»Ja, wenn du willst. Wen soll ich töten?«
Asmodis bewegte seine Hände nach unten. »Gemach, gemach, mein Freund. Erinnere dich daran, daß dir deine Tante die Geschichten von mir erzählt hat, als du noch ein kleiner Junge gewesen bist. Kannst du das? Schaffst du es?«
»Natürlich. Alles steht noch deutlich in meinem Gedächtnis.«
»Wie schön, mein lieber Freund. Und wie so oft in einem menschlichen Leben wiederholt sich vieles. Auch du wirst jemandem Geschichten erzählen, Legenden, Wahrheiten, böse Geschichten, nette Geschichten. Alles was dir einfällt. Nur mußt du mich immer in den Mittelpunkt stellen. Mich und den Tanz der Messer, verstehst du? Den Messertanz…«
Ric Torrano nickte.
Der Teufel freute sich. Er griff unter sein Jackett und holte einen Gürtel hervor, in dem drei Messer steckten. Sie schauten nur mit den Griffen hervor, die Klingen waren durch das weiche Leder der Scheiden verborgen.
»Sind sie das?«
»Ja, deine neuen Waffen, mit denen du zum Tanz der Messer aufspielen kannst. Und noch etwas, mein lieber Freund. Ich werde dich nie ganz allein lassen. Du wirst stets unter einem gewissen Schutz stehen. Meine Macht ist riesengroß, und derjenige, der sich darauf verläßt, wird immer auf sie bauen können.«
Es waren Worte gewesen, wie sie Ric Torrano gefehlt hatten. So etwas brauchte er, da wurde er innerlich aufgebaut, die machten ihn heiß, und er freute sich auch darüber, seinen eigentlichen Job wieder fortführen zu können, wenn auch ein wenig verändert.
Er bekam den Gurt.
Vorsichtig faßte er ihn an, streichelte über das sehr weiche Leder und hörte auch die Erklärung des Teufels. »Es ist ein besonderes Material«, erklärte er.
»Und was?«
»Menschenhaut…«
Der Killer schluckte, spürte den Schauder, aber er nahm es gelassen hin. In der Hölle war eben einiges anders.
Eine Frage hatte er noch. »Ich möchte wissen, wen ich besuchen soll? Wem soll ich etwas erzählen…?«

»Einem Kind«, flüsterte der Teufel mit glänzenden Augen und rieb seine Hände. »Es ist ein Junge, ein chinesischer Junge. Und er wird sich freuen, von mir zu hören. Seit kurzer Zeit nämlich steht er auf meiner Seite…«

***

Trotz des verdammten Traums ging es mir am anderen Morgen wesentlich besser.

Ich hatte schon einige Anrufe entgegengenommen, was Schwester Lydia überhaupt nicht paßte, aber das war mir egal. So krank, wie sie mich sah, war ich nun wirklich nicht.

Das Frühstück war gut gewesen, und ich hatte sogar noch einen Nachschlag verlangt.

Wer meine Eltern verständigt hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls riefen sie an und zeigten sich sehr besorgt. Sie wollten mich sogar besuchen. Ich riet davon ab und bat sie, doch auf diese lange Reise zu verzichten. Außerdem war ich nicht krank im eigentlichen Sinne.

Nur einer hatte nicht zum Telefon gegriffen. Das war mein alter Freund und Spezi Bill Conolly.

Wahrscheinlich hatte ihn irgendeine Recherche in ein anderes Land geführt, aber auch seine Frau Sheila oder mein Patenkind Johnny hatten nichts von sich hören lassen. Irgendwie rechnete ich da mit einer Überraschung.

Und ich sehnte mich nach dem Kaffee meiner Sekretärin Glenda Perkins, denn was mir im Krankenhaus angeboten worden war, hatte nicht einmal den Namen Kaffee verdient. Das war nur mehr eine nicht zu identifizierende Brühe gewesen, zwar von einer braunen Farbe, aber so durchsichtig, daß es beinahe schon peinlich war.

Ich hatte das Zeug trotzdem getrunken und hockte nun auf der Bettkante, was mir keine Schwierigkeiten bereitete. Der Schwindel war weg, die Mattheit nicht ganz, aber ich wollte versuchen, aus eigener Kraft aufzustehen, schaute zunächst auf das Krankenhausnachthemd, das mich an ein zu kurz geratenes Leichentuch erinnerte. Wie konnte man einem erwachsenen Menschen nur so etwas überstreifen?

Dann stand ich auf.

Sehr langsam, vorsichtig, denn ich wollte nichts übertreiben - und ließ mich sofort wieder fallen, denn Schwester Lydia war nicht zu überhören.

Im nächsten Augenblick schon wurde die Tür aufgestoßen, und ich schaute gegen einen riesigen Blumenstrauß auf zwei Beinen, denn mehr war von der Schwester nicht zu erkennen. Dafür hörte ich ihre Stimme hinter dem Herbststrauß aufklingen, die sich fast überschlug. So hatte ich sie noch nie sprechen hören.

»Nein, Mr. Sinclair, das ist ja Wahnsinn. Wie kann man nur so etwas kaufen?«

Ich grinste, denn nun wußte ich, wem Schwester Lydia den Strauß zu verdanken hatte. Er war bestimmt ein Bestechungsversuch gewesen, so gut kannte ich meinen Freund, Als Lydia den Strauß auf einem kleinen Tisch ablegte, dann verschwand, um eine Vase zu holen, betrat Bill das Krankenzimmer, grinste von Ohr zu Ohr und hatte zudem noch den Rest seiner Familie mitgebracht, denn nach ihm erschienen Sheila und Johnny, wobei Sheila eine große Thermoskanne in der Hand hielt, die bestimmt Kaffee enthielt.

Das stimmte auch, denn Johnny rief es von der Tür her und erklärte, daß sie extra bei Glenda vorbeigefahren waren und sie diesen Kaffee gekocht hatte.

Es war wirklich rührend…

Zudem erlebte ich eine Begrüßung, die mir vorkam, als wäre ich drei Jahre verschollen gewesen und erst jetzt wieder aufgetaucht. Sheilas Lippen hinterließen auf beiden Wangen ihre Abdrücke, und ich war gespannt, was Schwester Lydia wohl dazu sagen würde. Sie hatte das Zimmer inzwischen wieder betreten. Ihre Augen leuchteten, der Mund lächelte, die Blumen hatten sie zu einer anderen Person werden lassen. Nur war sie traurig darüber, daß sie keine Vase fand, in der dieser voluminöse Strauß Platz gefunden hätte.

Ich wollte bei ihr Pluspunkte sammeln. »Schwester Lydia!« rief ich. »Hören Sie, ich weiß eine Lösung.«

»Wie meine Sie das?«

»Für den Strauß.« Im Sitzen nickte ich ihr zu. »Den schenke ich Ihnen. Behalten Sie ihn.«

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, schluckte, holte tief Luft und fragte: »Echt, Mr. Sinclair? Oder haben Sie das nur so gemeint? Meinen Sie wirklich…?«

»Ja, behalten Sie ihn. Stellen Sie ihn in das Schwesternzimmer oder auf den Flur.«

»Ja, das mache ich.« Sie bedankte sich noch einmal und verschwand.

Die Conollys hatten sich nicht gesetzt, obwohl zwei Stühle zur Verfügung standen. Sheila und Johnny mußten gehen, sie hatten noch etwas zu erledigen.

Bill blieb.

»Ausgerechnet du«, stöhnte ich. »Die Anwesenheit deiner Frau wäre mir lieber gewesen.«

Er drohte mir. »Denk daran, daß du dich schonen mußt.«

»Sooo krank bin ich auch nicht.«

»Wann wirst du entlassen?« fragte Sheila.

»Wenn ich zu sagen hätte, schon heute. Aber da sind noch einige Hindernisse zu überwinden.«

»Das mag wohl sein. Kreislauf?«
»Ein wenig noch.«
Zwei Minuten später waren Sheila und Johnny wieder verschwunden. Bill drückte sich auf die Bettkante nieder, schüttelte den Kopf und meinte: »Von dir hört man ja Dinge.«
»Was meinst du.«
»Dir ein Grab als Bett auszusuchen.«
Ich hob die Schultern. »Freiwillig habe ich das ja nicht getan, das kannst du mir glauben.«
»Und wie ist es dazu gekommen? Ich meine, man hört nicht viel. Wenn, dann sind es nur Fragmente.«
Ich berichtete ihm von meinem letzten Fall, den ich praktisch nur als unfreiwilliger Zuschauer erlebt hatte. Es war auch für meinen Freund neu, denn so hatte man mich noch nie außer Gefecht gesetzt.
»Und wäre diese Harriet Slade nicht gewesen, gäbe es mich nicht mehr.«
»Ich las davon in den Zeitungen.«
»Das war ihr Traum, einmal in der Presse zu stehen. Nun ja, der hat sich erfüllt. Ich gönne es ihr. Sie ist über ihren eigenen Schatten gesprungen.«
Für Bill Conolly war das Thema damit erledigt. Er schnitt ein anderes an. »Wie sieht es mit Suko aus?«
Mein Blick trübte sich ein. »Immer noch das gleiche, Bill. Wir konnten bisher keinen Weg finden.«
Er nickte, preßte die Lippen zusammen. »Ich werde ihn gleich holen, John, das habe ich ihm versprochen. Er wollte dich besuchen und hat auch etwas von einem Hexenhaus erzählt, in dem er gefangen gehalten wurde. Das ist aber vorbei.«
»Zum Glück.«
»Fühlst du dich denn sicher?«
Ich schaute meinen Freund an. Es war eine suggestive Frage gewesen. »Sicher fühlen, fragst du?«
»Ja.«
»Gib mir erst einmal einen Schluck Kaffee. Das haben wir in der Aufregung vergessen.«
»Ich Idiot, natürlich.« Bill hatte noch Pappbecher mitgebracht, so brauchte er kein Geschirr zu holen. Glenda hätte zwar rotiert, aber das nahmen wir nicht so genau.
Er trank, ich trank.
Es war ein Genuß, kein Vergleich zu dem Zeug, das ich zum Frühstück bekommen hatte. Bill lächelte, als er sah, wie gut es mir schmeckte. Ich trank auch noch einen zweiten Becher leer, nickte dann und streckte mich aus.
»Zufrieden?«

»Jetzt ja.«

»Und wie siehst du die Zukunft, John? Sie wird doch darauf hinauslaufen, daß wir alles versuchen müssen, um Suko wieder seine alte Gestalt zurückzugeben.«

»Unbedingt.«

Bill beugte sich vor. »Hast du da schon einen genauen Plan? Los, raus damit!«

»Nein.«

»Was?« er war enttäuscht. »Keinen Plan?«

»Nein.«

Er stand auf und ging zum Fenster. »Das sieht allerdings nicht gut aus. Wer soll es denn schaffen, wenn nicht du? Oder hast du dich damit abgefunden, daß Suko für den Rest seines Lebens als Kind durch die Gegend laufen wird?«

»Bestimmt nicht.«

Bill fuhr herum. »Was kann ich tun? Ich möchte dir helfen, John, das weißt du…«

»Ist mir klar, Bill. Nur weiß ich nicht, wo ich den Hebel ansetzen soll. Ich sehe die Tür noch nicht, die aufgebrochen werden muß. Da kannst du sagen, was du willst. Das ist verdammt schwierig. Wir stecken in einer Sackgasse.«

Bill ballte die Hände. »Kann denn keiner etwas unternehmen? Gibt es keine Möglichkeit?«

»Unsere Hoffnung ist der Teufel, Bill. Er könnte es rückgängig machen. Willst du ihn bitten?«

»Auf keinen Fall.«

»Das meine ich auch.«

»Und sonst?«

Ich goß mir den Becher zum drittenmal voll. »Es gibt da noch eine Hoffnung, und zwar Shao. Sie wird versuchen, eine Möglichkeit zu finden. Garantieren aber kann ich für nichts.«

»Das habe ich mir schon gedacht.«

»Es sieht wirklich nicht gut aus. Aber da ist noch ein anderes Problem, ein akuteres, wie ich finde.«

Meine Worte hatten Bills Aufmerksamkeit erregt, denn er schaute mich aus großen, gespannten Augen an.

»Welches Problem denn? Hast du das hier erst erfahren?«

»Ja und nein. Ich habe geträumt.« Nach diesem Satz trank ich und schaute zu, wie Bill sich wieder auf meine Bettkante setzte.

»Das tun viele«, meinte er und grinste unsicher.

»Richtig. Dieser Traum, den ich in der letzten Nacht hatte, handelte von einem Messertanz. Man hat mich praktisch darauf hingewiesen, daß ich bald den Messertanz erleben würde.«

»Du bist verrückt.«

»In diesem Fall leider nicht.«
»Wieso das denn?«
»Ich hörte eine Stimme, die davon sprach, und hatte das Gefühl, Messer blitzen zu sehen.«
Bill strich über sein Haar. Er sah mir an, daß ich nicht scherzte und fragte: »Nimmst du das sehr ernst? Gewissermaßen als einen Wahrtraum?«
»So ist es. Es kommt noch etwas hinzu. Diese Stimme hörte ich nicht allein im Traum. Sie sprach auch zu mir, als ich bereits erwacht war. Nur kurz, aber immerhin.«
Er schluckte, überlegte, fragte dann: »Natürlich weißt du nicht, was dieser Traum zu bedeuten hat?«
»So ist es.«
»Gehst aber davon aus, daß es ein Wahrtraum gewesen ist, wie ich dich kenne. Sonst hättest du ja nicht mit einer derartigen Intensität davon gesprochen.«
»Da liegst du richtig.«
»Wollte man dich warnen?«
»Ich weiß nicht. Ich habe eher das Gefühl, auf der Abschußliste zu stehen. Mit einer Warnung hat das meiner Ansicht nach nichts zu tun. Es kam mir eher vor wie eine gewaltige Schadenfreude, die jemand empfand, der sicher ist, mich aus der Welt schaffen zu können.«
Bill Conolly bekam eine Gänsehaut. »Da kann einem ja angst und bange werden«, flüsterte er.
»Was kann ich tun? Soll ich mir ein zweites Bett in dieses Zimmer stellen lassen, um bei dir Wache zu halten?«
»Nein, das brauchst du nicht.«
»Was dann?«
»Ich werde es allein schaffen.«
Bill war skeptisch. »Im Messertanz mitmischen, aber ohne Messer, wie ich meine.«
»Dann kannst du nur verlieren.«
»Abwarten.«
Bill wiegte den Kopf. »John, ich habe den Eindruck, als hätte man dich wieder einmal auf die Abschußliste gesetzt.«
»Darauf kannst du Gift nehmen. Nur stehe ich da schon längst sehr weit oben.«
»Weiß ich.« Bill räusperte sich, er stand auf. »Es bleibt dabei, daß ich Suko hole.«
»Wenn er will, sicher.«
»Ich habe heute schon mit ihm telefoniert. Er ist wild darauf, dich zu sehen.«
»Nun übertreibe mal nicht.«
Bill lächelte und winkte mir zu, bevor er zur Tür ging. »Halt dich

tapfer, trink nicht zuviel Kaffee und laß mir die Krankenschwestern in Ruhe.«

»Das letzte schon.«

Bill lachte, dann war er weg.

Der Kaffee hatte mir gutgetan. Ich fühlte mich besser, angeregter, der Kreislauf lief wieder normal, wie ich hoffte, und ich mußte es einfach versuchen.

Ich drehte mich im Bett sitzend und versuchte es zum zweiten Mal mit dem Aufstehen.

Diesmal klappte es, diesmal bekam ich keinen Besuch, und als ich stand, da atmete ich erst einmal tief durch.

Geschafft.

Ich fiel nicht und hätte mir am liebsten selbst auf die Schulter geklopft.

Es war ein gutes Gefühl, dies zu erleben, selbst ein Zittern in den Knien war nicht zu spüren.

Nur dieses verdammte Krankenhausnachthemd gefiel mir nicht. Ich ließ es aber an, weil ich mich einfach nicht traute, meine Kleidung aus dem Schrank zu holen. Irgendwo war der Respekt vor Schwester Lydia doch vorhanden.

Als ich dann den ersten Schritt machte, da hatte ich schon den Eindruck, neben mir zu stehen. Nein, nein, so fit wie ich gedacht hatte, war ich nicht.

Ich schwitzte auch, weil die letzte Übung doch anstrengend gewesen war, und freute mich darüber, mich wieder setzen und mich dann hinlegen zu können. Meine Gedanken aber wurden nicht fröhlicher. Immer wieder drehten sie sich um den Traum.

Er kam mir vor wie ein schreckliches Versprechen. Da war mir ein Messertanz versprochen worden.

Hoffentlich überlebte ich ihn. Und wer, zum Henker, würde der Tanzlehrer bei dieser Übung sein?

Der Teufel?

Ich rechnete sicherheitshalber mit ihm…

***

Ric Torrano fühlte sich gut. Es war ein irres Feeling für ihn, wieder durch die Straßen von London gehen zu können, wo er schon so gut wie tot gewesen war.

Der Teufel hatte ihn entlassen und ihn mit einem Auftrag eingedeckt, den er auch ausführen würde, das hatte er sich fest vorgenommen. Er genoß seinen Gang durch die Stadt und beschäftigte sich gedanklich auch mit seinen Jägern.

Was würden die denken und tun, wenn sie festgestellt hatten, daß der Wagen leer gewesen war? Sie hatten sicherlich den Kanal

abgesucht, aber auch da war keine Leiche zu finden gewesen. Jetzt standen sie vor einem Rätsel, dessen Lösung sie nie erfahren würden.

Torrano gehörte zu den Personen, deren Gesicht nur bestimmten Leuten bekannt war. Deshalb machte er sich keine Gedanken darüber, von einem einfachen Bobby erkannt zu werden. Er trieb es sogar auf die Spitze und ging immer dann, wenn er einen Polizisten sah, dicht an ihm vorbei, lächelte dem Mann sogar zu, ohne eine Reaktion zu ernten.

So etwas tat gut, das war Balsam für seine Seele.

Den letzten Rest der Strecke fuhr er mit einem Taxi. Zu lange wollte er auch nicht zu Fuß gehen, man sollte ja nichts übertreiben.

»Das ist in Soho, nicht?« fragte der Fahrer.

»Ja, am Rand.«

»Schon gut.«

London war zwar wieder voll, er kam trotzdem besser voran als zu Fuß. Die Tube hatte er nicht nehmen wollen. Er haßte die überfüllten Wagen der U-Bahn, die so eng waren und keinen Fluchtweg freiließen. Außerdem hatte er Zeit.

Asmodis hatte Torrano gesagt, wen er besuchen sollte. Einen Jungen, ein Kind, aber ein besonderes Kind, das auf der Seite der Hölle stand, denn der Teufel hatte es manipuliert. Es würde mit Torrano zusammenarbeiten, davon war der Höllenherrscher überzeugt gewesen.

Noch immer konnte Torrano es nicht begreifen, daß er wieder frei war und wie stark die Macht der Hölle in sein Leben eingegriffen hatte. Da fuhr er durch London, sah unzählige Menschen, von denen niemand auch nur ahnte, daß sich zwischen ihnen eine Person bewegte, die bereits einen Teil der Hölle kennengelernt hatte.

Nach einer Fahrt von etwa vierzig Minuten hatten sie das Ziel erreicht. Zwei Hochhäuser wuchsen in den Himmel, an dem sich die Sonne endlich wieder zeigte.

Sie vergoldete die Fassade der Häuser und machte die zahlreichen Fenster zu blitzenden Spiegeln.

Der Fahrer stoppte, kassierte und brauste grußlos wieder ab. Torrano war es egal, er ging auf den Glaseingang zu und spürte unter seiner Kleidung den Gurt mit den drei Messern.

Er freute sich über die neuen Waffen, mit denen er zum Tanz aufspielen würde.

Ein Portier schaute ihn so direkt an, daß er nicht anders konnte, als auf dessen Glaskabine zuzugehen.

»Guten Tag, Sir, zu wem möchten Sie?«

Er sagte es ihm.

»Weiß Mr. Suko Bescheid?«

»Ich würde ihn gerne anrufen.«

»Bitte.«

Torrano bekam das Telefon. Er war ein dreißigjähriger Mann, schlank und durchtrainiert. Sein Haar wuchs dunkel und dicht auf seinem Kopf wie eine krause Kappe. Die Augen waren ebenfalls dunkel, der Blick stechend, der Mund zeigte einen schmalen Schnitt. Er war nicht besonders groß, aber sehr wendig.

Suko hob bereits nach dem zweiten Läuten ab.

Torrano räusperte sich. »Ich soll dir einen Gruß von *ihm* bestellen. *Er* möchte, daß ich dich abhole. Wir wollen unseren Tanz beginnen, hast du verstanden?«

»Sicher.«

Es wunderte Torrano nicht einmal, daß ihm eine Männerstimme antwortete, der Teufel hatte ihn über dieses Phänomen informiert. Es hing damit zusammen, daß Suko einen Stab besaß, der dafür gesorgt hatte, daß die Verwandlung nur körperlich durchgeführt worden war. Ansonsten sprach und handelte Suko wie ein Erwachsener.

»Ich möchte zu dir hochkommen.«

»Bitte.«

»Gut, bis gleich.«

»Sie fahren hoch, Sir?« fragte der Portier.

»Ja.«

»Es ist der zehnte Stock.«

»Danke.«

Als hätte er alle Zeit der Welt, schlenderte Ric Torrano auf den Lift zu. Ein Lächeln lag auf seinen Lippen. Er fühlte sich gut, sogar sehr gut. Und immer dann, wenn ihn dieses Gefühl überkam, war er davon überzeugt, daß nichts schiefgehen konnte.

Die Tür des Lifts schwang auf.

Ric betrat die Kabine. Er glaubte daran, seinem Ziel wieder einen großen Schritt näher gekommen zu sein…

***

Suko legte den Hörer auf. Er wußte Bescheid, auch wenn er den Mann noch nicht gesehen hatte.

Wenn der von *ihm* geschickt worden war, dann hatte sich der Teufel wieder einen sehr guten Plan zurechtgelegt, um etwas Neues in die Wege zu leiten.

Es machte ihm überhaupt nichts aus, daß er seinen früheren Todfeind mit anderen Augen sah. Asmodis hatte ihn verändert, und Asmodis würde auch dafür sorgen können, daß er wieder seine alte, normale Gestalt zurückerhielt.

Daß er dies nicht umsonst tat, war Suko klar. Dafür müßte er eben etwas tun.

Er war aufgestanden.

Noch immer hatte er sich nicht an seine Größe gewöhnt. Die Einrichtung der Wohnung war für einen Erwachsenen angelegt worden und bestimmt nicht kindgerecht. Das waren nur die kleinsten Probleme, Suko dachte immer wieder an die Zukunft, und da handelte und reagierte er wie ein Erwachsener. Liliputaner mußten das gleiche empfinden wie er.

Er war auf seinen Besucher gespannt, dessen Namen er nicht einmal kannte. Dafür hatte er gespürt, daß es der Anrufer ernst meinte. Er war von *ihm* geschickt worden, und Suko hütete sich davor, dies nicht zu akzeptieren.

Es klingelte.

Da er schon im Flur stand, hatte Suko nur wenige Schritte bis zur Tür zu gehen.

Er öffnete sofort, sah an dem Mann hoch und hörte, wie dieser sich vorstellte. »Ich bin Ric Torrano.«

»Und ich Suko.«

Ric schluckte, als er das Kind sah, das mit der Stimme eines Erwachsenen sprach.

»Komm herein.«

Ric betrat die Wohnung. Er ging sehr vorsichtig, gleitend und schaute sich um. So etwas war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, als Killer mußte er auch an sein Überleben denken.

Das hier war keine Falle. Er schaute sich trotzdem in den verschiedenen Zimmern um und kehrte dann in den Wohnraum zurück, wo Suko auf ihn wartete.

»Gemütlich hast du es hier.«

Suko hob die Schultern. »Du hast davon gesprochen, daß er dich geschickt hat.«

»Stimmt. Ich komme aus der Hölle.« Torrano lachte.

»Was will er von uns?«

»Er will, daß du bei mir bleibst.«

»Weshalb?«

Torrano grinste breit. »Wir werden bald von hier verschwinden, mein Kleiner und einen bestimmten Besuch machen. Gemeinsam werden wir dann zum Tanz aufspielen, und es soll dann ein besonderer Tanz sein, ein Messertanz, wenn du verstehst?«

Suko schüttelte den Kopf.

Torrano drückte ihn in seinen Sessel. »Bleibst du da mal sitzen, Kleiner.« Dann ließ er ein Rollo vor das Fenster gleiten. Ihn störte das grelle Licht der Sonne.

»Was ist jetzt?« fragte Suko.

»Gemach.« Der Killer setzte sich dem Jungen gegenüber. Sein Jackett hatte er aufgeknöpft. Die Kleidung hatte er sich in der Stadt besorgt. Er löste den Gurt und legte ihn auf den Tisch, der zwischen ihm und

Suko stand.

»Nun?«

Suko schüttelte den Kopf. Er starrte auf die drei Messergriffe, die aus den Scheiden hervorschauten.

»Das sind… ja, das sind Messer, wenn ich mich nicht irre.«

»Richtig, du irrst dich nicht. Es sind besondere Klingen, wie du dir denken kannst.«

»Noch nicht.«

»Abwarten.« Torrano beugte sich vor und zog das erste Messer aus der Scheide.

Die Klinge sah kaum anders aus als die eines normalen Messers. Beides, Klinge und Griff, waren sogar ziemlich kurz. Sie erinnerten Suko an ein aufgeklapptes Taschenmesser.

Ric zog auch die beiden anderen Waffen hervor und legte sie ebenfalls auf den Tisch.

Es gab keine Unterschiede.

Suko räusperte sich, hob die Schultern und stellte die leise Frage. »Hat der Teufel dir diese Messer überlassen?«

»Ja«, flüsterte der Killer.

Suko mußte sich räuspern. »Aber ich sehe nichts besonderes an ihnen. Sind sie denn…?«

»Paß genau auf«, flüsterte Torrano. Er nahm ein Messer in die Hand und ließ es in dem Handteller liegen. »Es ist wunderbar, es fühlt sich perfekt an, aber das ist nicht das Außergewöhnliche an ihm. Paß jetzt genau auf.«

Suko schaute zu, wie er seinen Arm hob. Er hielt das Messer dabei an der Klinge fest, nur mit zwei Fingern, das reichte bei einem Könner wie ihm völlig aus.

Dann schleuderte er die Waffe.

Sehr nah fauchte sie an Sukos Kopf vorbei und hieb mit einem satten Laut in den Schrank.

»Gut, nicht?«

Suko drehte sich um.

Die Waffe steckte in der Schranktür. Sie zitterte noch etwas nach, aber das war nicht ungewöhnlich, dazu hätte es keiner besonderen Klinge bedurft.

»Nein, das verstehe ich nicht.«

»Das Beste kommt noch. Achtgeben!« Ric Torrano stand auf. Suko blieb sitzen.

Torrano konzentrierte sich auf die im Schrank steckende Klinge. Er starrte sie so hart an, als wollte er das Messer hypnotisieren und ihm seine Kräfte aufzwingen.

Plötzlich zitterte es wieder. Der Griff bewegte sich leicht nach rechts und links, danach von oben nach unten, und einen Moment später war

es frei. Durch die Willenskraft des Mannes aus dem Schrank befreit, raste es durch den Raum, kreiste über den Köpfen der Männer und kam genau dort zu liegen, wo es zuvor schon gelegen hatte.

Torrano lachte.

Suko sagte nichts. Nur sein schweres Atmen war zu hören. Er schaute auf die Messer, dann hob er den Kopf und blickte in das Gesicht des Killers.

»Hast du das Messer geführt?«

»Ja, ich habe es unter meine Kontrolle bekommen. Ich kann die Klinge leiten, verstehst du? Ich beherrsche bei ihr die Kunst der Telekinese. Durch meine Kraft erreichen die Messer ihr Ziel.«

»Alle?«

»Bestimmt.«

Suko beugte sich vor. Mit seinen Fingerspitzen streichelte er die Waffen der Reihe nach, atmete schnaufend und hob die Schultern. »Haben sie dem Teufel gehört?«

»Er gab sie mir.«

»Und warum?«

»Zum Tanzen«, erklärte Ric lächelnd. »Sie werden den Messertanz aufführen. Ich aber werde derjenige sein, der sie leitet, der sie unter seiner Kontrolle hält und der sie auf die entsprechenden Ziele schickt.«

Suko mußte die Worte erst verdauen. »Und was habe ich damit zu tun?« erkundigte er sich.

»Du wirst mir dabei helfen.«

»Wie denn, wenn du…?«

»Ganz einfach, mein Lieber. Du wirst…«, Torrano schwieg plötzlich und schüttelte den Kopf.

»Nein, das werde ich dir später erklären, wenn wir da sind.«

»Und wo sollen wir hin?«

»Wir werden in ein Krankenhaus gehen und einer bestimmten Person einen Besuch abstatten. Die Messer werden dabei sein, Suko. Weißt du schon, von wem ich spreche?«

»Sag du es!«

»John Sinclair!«

Ric Torrano hatte Suko gespannt angeschaut und sah, wie der Junge zusammenschrak. Der Killer war vom Teufel aufgeklärt worden. Er wußte, daß Sinclair und Suko befreundet waren, da ging einer für den anderen durchs Feuer, aber nun standen sie auf verschiedenen Seiten. Sinclair kämpfte gegen den Teufel und Suko…

»Nun?«

Der Junge hob den Kopf. Er hatte die Spannung aus der Frage herausgehört. »Ja, ich weiß über ihn Bescheid. Ich kenne ihn ja gut.«

»Das ist mir bekannt. Und jetzt kennst du auch die Messer. Kannst du dir vorstellen, daß du sie gegen ihn einsetzen wirst?«

»Schlecht.«
»Du wirst es aber. Denk daran, was der Teufel dir vor kurzem gesagt hat, als du dich in seiner Gewalt befunden hast. Du bist derjenige, der ihm gehorcht. Du bist das Kuckucksei, das im Nest des verfluchten Geisterjägers liegt. So hat man es mir gesagt, und ich bin davon überzeugt, daß alles so stimmt.«
»Du hast recht.«
»Wunderbar. Dann sollte uns nichts mehr von einem Tanz der Messer abhalten.«
Suko hob den rechten Arm. »Augenblick. Ich möchte noch einmal erleben, wie sie reagieren.«
»Du meinst sicher, wie sie mir gehorchen werden?«
»Natürlich.«
»Das kannst du haben.« Torrano beugte den Kopf der Tischplatte entgegen und konzentrierte sich auf die drei Klingen.
Zunächst tat sich nichts, dann aber fing wieder das Zittern an. Nur kurz, denn im nächsten Augenblick drehten sich alle drei um ihre eigene Achse und entgegen dem Uhrzeigersinn.
Sie bewegten sich schnell, so daß sie regelrechte Kreise bildeten - und hoben gemeinsam ab.
Suko drückte sich zurück. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, schaute gegen die Decke und sah die drei Messer, die auch dort weiterhin ihre Kreise zogen und sich bewegten wie Propeller. Er spürte einen Luftzug auf seinem Gesicht und sah die drei rotierenden Messerscheiben, die im Streifen des Sonnenlichts blitzten.
Torrano lachte. Er freute sich darüber, daß er die Waffen immer besser beherrschte. Schon jetzt war er davon überzeugt, daß dieser Messertanz gelingen würde.
Da konnte keiner entkommen - keiner!
Er gab ihnen die neuen Befehle.
Die Bewegungen stoppten. Sie blieben unbeweglich in der Luft und dicht unter der Decke stehen.
Dann fielen sie nach unten.
Zuerst normal schnell, bis der Killer wieder seinen Einfluß ausübte und die Messer so sanft leitete, daß sie beinahe geräuschlos auf dem Tisch landeten und ebenso liegenblieben, wie sie schon einmal gelegen hatten.
»Jetzt bist du an der Reihe«, sagte er.
Suko konnte nicht sprechen. Er stand noch zu stark unter dem Einfluß der tanzenden Klingen, die nicht mehr den Gesetzen der Physik gehorchten, sondern denen der Magie oder Metaphysik.
Torrano nahm sie wieder an sich. Sehr behutsam, als hätte er davor Angst etwas zu zerstören, schob er sie wieder in die weichen Scheiden aus Menschenhaut.

»Reicht die Demonstration aus, oder willst du noch mehr sehen, Suko?«

»Nein, es reicht.«

»Dann bin ich zufrieden.« Er lächelte und hob den Gürtel an. Dabei stand er auf, band ihn sich wieder um und nickte Suko zu.

»Willst du jetzt schon gehen?«

»Ja.«

»Aber es ist hell und…«

Der Killer winkte ab. »Das weiß ich alles. Für uns ist es wichtig, daß wir in das Krankenhaus hineinkommen. Ich möchte mich dort ein wenig umsehen. Außerdem gehöre ich zu den Leuten, die eine Operation gern vorbereiten.«

»Ja, das verstehe ich.« Suko stand auf. Er legte keinen Widerspruch ein. Er war nicht mehr das, was er einmal gewesen war. Jetzt gehörte er auf die andere Seite.

Er wußte es.

Das Hexenhaus hatte ihn verändert.

Aber die anderen - seine Freunde - die wußten es nicht. Shao, Jane und John waren froh gewesen, ihn gerettet zu haben.

Sie würden die größte Enttäuschung ihres Lebens erleben. Dem Tanz der Messer konnten sie nicht entkommen…

***

Bill Conolly hatte einen Parkplatz für seinen Porsche gefunden, stieg aus, reckte sich und schaute an der Fassade des Hochhauses hoch, in dem John und Suko lebten.

Es war ein Tag, der ihm gefiel, was nicht allein am Sonnenschein lag und auch nicht daran, daß es nicht mehr so heiß war wie im August, wo jeder gestöhnt und gelitten hatte, nein, er war deshalb so froh, weil es John Sinclair besserging und er den Silberstreifen am Horizont entdeckte. Zudem glaubte er auch daran, daß Suko irgendwann wieder seine normale Gestalt zurückbekommen würde, man mußte sich nur darauf konzentrieren, und dabei wollte er helfen.

Er drückte die Tür des Fahrzeugs zu und schlenderte auf den Hauseingang zu.

Im blanken Glas spiegelte sich das helle Licht. Er kniff die Augen ein wenig zusammen. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der nahen Zukunft. Wie würde ihm wohl zumute sein, wenn er mit dem Kind Suko das Haus verließ?

Bisher hatte er Suko in dieser anderen Gestalt nicht gesehen, er kannte es nur aus Erzählungen, und Bill gestand sich ein, daß ihm schon komisch zumute war.

Der Portier kannte ihn. Er war damit beschäftigt, das Glas seiner Loge zu putzen, hatte aus dem Augenwinkel mitbekommen, wie sich

die Tür bewegte und drehte den Kopf.
»Hallo, Mr. Conolly!« rief er, »das ist aber toll, Sie mal wieder hier zu sehen.«
Bill lachte. »Stimmt. Es ist lange her.«
Der Portier wußte, daß Bill mit zwei Mietern aus dem Haus befreundet war. »Wen wollen Sie denn heute besuchen? Da Mr. Sinclair nicht da ist, bleibt eigentlich nur Suko.«
»Korrekt.«
»Nur werden Sie da Pech haben«, erklärte der Mann bedauernd. »Wieso?«
»Er ist nicht da.«
»Suko?« Bill wollte es nicht glauben.
»Ja.«
»Ich habe vor kurzem noch mit ihm telefoniert. Da sagte er mir, er würde auf mich warten.«
Der Portier hob die Schultern. »Das ist Ihre Sache. Ich kann Ihnen nur sagen, was ich gesehen habe.«
»Und was haben Sie gesehen?«
»Daß ein Besucher gekommen ist, der zu Suko wollte. Suko war auch damit einverstanden. Der Mann fuhr hoch und hat vorhin angerufen und erklärt, daß beide das Haus verlassen wollten.«
»Das haben Sie gesehen?«
»Nein, sie sind durchgefahren bis zur Tiefgarage.« Er deutete auf das Telefon. »Sie können oben anrufen, dann werden Sie…«
»Nein, ich will hoch. Holen Sie einen Schlüssel zu Sukos Wohnung?«
»Schon, aber…«
»Dann kommen Sie bitte mit.«
Der Portier kramte den Schlüssel hervor. Bill hatte den Eindruck, als würde ihm die Zeit zwischen den Fingern durchrinnen. Er konnte es kaum erwarten, die Wohnung zu betreten und hoffte, keine grausame Überraschung zu erleben.
Der Portier schloß die Tür auf. Bevor er in den Flur gehen konnte, hielt ihn Bill zurück. »Nicht so eilig, das übernehme ich. Man kann nie wissen.« Der Mann bekam große Augen, denn Bill zog sicherheitshalber seine Pistole.
Er hatte den Flur betreten, da spürte er bereits, daß die Wohnung leer war.
Bill schaute in allen Räumen nach, ohne ein Spur von Suko oder dessen Besucher zu finden.
Der Portier war ihm gefolgt. »Das war wohl nichts.«
»Sie haben recht.« Bill steckte die Waffe weg. Er stand im Wohnraum und machte den Eindruck eines Mannes, der eine schwere Niederlage erlitten hatte.
Irgendwie kam er nicht zurecht. Hier war etwas geschehen, das nicht

in seine Rechnung hineinpaßte. Man hatte ihn aus dem Spiel gepokert. Aber wem, zum Henker, war Suko gefolgt? Wem hatte er ein so großes Vertrauen entgegengebracht?

»Sie haben den Mann doch gesehen, nicht wahr?«

Der Portier nickte.

»Dann beschreiben Sie ihn bitte.«

»Hm - wenn das so einfach wäre.« Der Portier strich über sein Kinn. »Ich habe ihn nur kurz gesehen und kaum auf ihn geachtet. Er hat dunkle Haare gehabt, war normal gekleidet, kein auffälliger Typ, kleiner als Sie, Mr. Conolly.«

»Und seinen Namen hat er nicht gesagt?«

»Nein, dann hätte ich…«

Bill winkte ab. »Schon gut. Vielleicht stellt sich auch alles als harmlos heraus.«

»Aus dem Haus war es keiner. Die Mieter sind mir alle bekannt.«

Bill ging zur Tür. Fragen über Fragen bauten sich vor ihm auf. Wer war dieser Fremde?

Sie hatten das Haus durch die Tiefgarage verlassen, wie der Portier meinte. Bill fuhr hinunter, um nach Sukos Fahrzeug zu sehen. Vielleicht waren sie damit verschwunden.

Der dunkle BMW war noch da.

Bill atmete zischend die Luft ein. Der Fall wurde immer rätselhafter.

Er fuhr wieder hoch und blieb vor der Loge des Portiers stehen. »Mit dem Wagen sind sie nicht verschwunden«, murmelte er.

»Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich hatte ja nicht wissen können, daß der Besucher…«

Der Reporter winkte ab. »Schon gut, Ihnen macht keiner einen Vorwurf. Vielen Dank noch mal.«

Bill verließ das Haus mit wesentlich anderen Gefühlen. Im übertragenen Sinne brauten sich über seinem Kopf einige dunkle Wolken zusammen, die sicher bald zu einem Gewitter führen würden. Er überlegte, ob er John etwas sagen sollte, beschloß aber, Sukos Verschwinden vorerst für sich zu behalten. Als er in den Wagen stieg, fiel ihm wieder der Traum des Geisterjägers ein. Ein Tanz der Messer…

Kalt rann es über Bills Rücken hinab.

***

Der große Komplex des Krankenhauses war von einem Park umgeben. Auf dem Parkplatz stellte Jane Collins ihren Golf ab, stieg aus und nahm das kleine Päckchen vom Beifahrersitz. Eigentlich hatte auch Lady Sarah Goldwyn vorgehabt, den Geisterjäger zu besuchen, aber eine Erkältung zwang sie, in ihrem Haus zu bleiben.

So war Jane allein gefahren.

Als sie und John vor kurzer Zeit nach Suko gesucht und ihn in diesem Hexenhaus gefunden hatten, hatte sich Jane bei einem Sprung am Knöchel verletzt, und sie hatte für einige Tage das Bein hochlegen müssen.

Jetzt klappte es wieder einigermaßen, auch wenn sie beim Gehen noch stark humpelte und das verletzte Bein nicht stark belasten konnte.

Es war schlimm gewesen, nichts tun zu können, denn gerade sie gehörte zu den agilen Menschen.

Dieses Humpeln paßte ihr überhaupt nicht, aber anderen ging es schlechter.

Sie hatte John nicht angerufen, wollte ihn überraschen und schritt den glatten Weg vom Parkplatz her in Richtung Eingang, wo ein breites Dach so etwas wie einen hochliegenden Windfang bildete und die Besucher auch vor Regen schützte.

Bevor Jane das Gebäude betrat, drehte sie sich noch einmal um.

Und erstarrte!

Täuschung oder Wirklichkeit?

Sie konnte es nicht sagen, aber sie glaubte, einen chinesischen Jungen gesehen zu haben, der, als er ihre Drehung mitbekam, sich blitzschnell zurückgezogen hatte. Er war hinter einem dunkelgrünen Busch verschwunden, auf den die Strahlen der Sonne fielen und den Blättern einen gewissen Glanz verliehen.

War das Suko gewesen?

Jane wischte über ihre Augen. Sie schluckte, sie räusperte sich, sie dachte plötzlich daran, daß sie sich einiges zusammenreimte und einbildete, aber möglich war es schon.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, die Wege so kurz wie möglich zu halten. Nun kümmerte sie sich nicht um das verletzte Bein, sie mußte einfach nachsehen, das entsprach ihrer Natur. Sie war neugierig und bewegte sich auf den Busch zu.

Er gehörte zu einer Gruppe von Rhododendrensträuchern, die sich auf dem glatten Grasboden präsentierten. Sie standen dicht beisammen, die Lücken zwischen ihnen waren klein, und Jane schaute in sie hinein.

Nichts war zu sehen.

Sie suchte nach Spuren.

Das Gras war zwar an einigen Stellen niedergetreten worden, doch auf Suko und diesen fremden Mann deutete nichts hin.

Du spinnst, sagte sie sich. Du bist völlig verrückt. Du bist nicht mehr Herr deiner Sinne, das ist…

»Hallo, Madam…«

Jemand sprach sie an. Sie drehte sich um, sah einen der Gärtner, der vor ihr stand.

»Ja bitte.«
»Es ist eigentlich nicht erlaubt, den Rasen hier zu betreten. Es gibt andere Orte, wo…«
»Sorry, aber ich suche jemand.«
Der Mann, der einen grünen Overall trug, zeigte Interesse. »Wen denn? Einen Patienten?«
»Nein, einen chinesischen Jungen, der mit einem Erwachsenen unterwegs ist.«
Der Gärtner dachte nach, erklärte, wo er in den letzten Minuten gearbeitet hatte und mußte bedauernd die Schultern heben. »Tut mir leid, die habe ich nicht gesehen.«
»Danke, Mister, es war auch nur so eine Idee.« Jane nickte ihm zu und humpelte davon.
Getäuscht - nicht getäuscht?
Sie wußte es nicht, sie lachte dann über sich selbst und ihre Einbildungskraft.
Wahrscheinlich stand sie so sehr unter Streß, daß sie schon Gespenster sah, wo es keine gab. Allerdings wollte sie John von dieser Entdeckung berichten.
An der Anmeldung ging alles glatt. Sie bekam die Zimmernummer gesagt, fuhr hoch, klopfte an die Tür und öffnete vorsichtig.
Und sie erwischte mich im falschen Moment, denn ich hatte beschlossen, meine Gehversuche fortzusetzen.
Ich stand mitten im Raum, als die Tür aufging und sich Jane Collins in das Zimmer schob.
»Du?« rief ich und bekam einen roten Kopf. Wahrscheinlich deshalb, weil ich noch immer das Krankenhaushemd trug.
»Ja, wer sonst?«
»Na ja, ich meine…« Dann schaute ich auf ihr Bein, denn sie humpelte, als sie näher kam. »Du hättest lieber zu Hause bleiben und dein Bein pflegen sollen.«
»Für dich ist mir kein Weg zu weit.« Sie reichte mir das Päckchen. »Hier, das habe ich unter wahnsinnigen Kosten und Mühen erworben.« Ich nahm es entgegen und umarmte meine Besucherin. Ich war froh, Jane Collins zu sehen.
Auf dem Bett setzte ich mich nieder und wickelte das Papier ab. Jane Collins wußte, daß ich gern einen guten Tropfen trank, und dem hatte sie Rechnung getragen.
Es war ein hervorragender Cognac, da hatte sie wirklich tief in die Tasche greifen müssen.
»Danke«, sagte ich, »das ist toll.«
»Aber nicht hier trinken.«
»Nein, keine Sorge.« Ich ließ die Flasche in meinem Nachttischschrank verschwinden. Jane hatte sich mittlerweile einen

Stuhl geholt und saß vor meinem Bett.
»Weißt du, wen ich gesehen habe, John?«
»Nein.«
»Suko.«
Ich hob den Kopf. »Oh - ist er schon da? Oder ist er noch unterwegs? Hast du ihn überholt?«
Sie schüttelte den Kopf. »Wie meinst du das denn?«
»Er wollte mich zusammen mit Bill besuchen. Ich wundere mich schon, wo sie bleiben.«
»Bill?« flüsterte Jane erstaunt.
»Ja, Bill Conolly.«
»Den habe ich nicht gesehen. Da war wohl jemand bei Suko, aber nicht unser Freund Bill.«
Jetzt schüttelte ich den Kopf. »Sorry, aber das verstehe ich nicht. Was ist denn da so komisch? Was hast du gesehen, erlebt?«
Die Detektivin winkte mit beiden Händen ab. »Lege meine Worte um Himmels willen nicht auf die Goldwaage, John, ich kann mich auch ebensogut geirrt haben…«
»Was hast du gesehen, Jane?«
Sie erzählte es mir, und ich hörte gespannt zu. In der letzten Zeit stand ich sowieso unter Druck.
Sukos Schicksal hatte auch mich tief getroffen. Auf alle Dinge, die ihn betrafen, reagierte ich allergisch. Solange er noch als Kind umherlief, würde ich das niemals akzeptieren können, und bei allem, was in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Suko stand, bekam ich große Ohren. Für mich war Suko zu einer hilflosen Person geworden, möglicherweise auch zu einer Marionette des Teufels, der ihn an seinen Fäden hielt.
Natürlich wußte er auch über meinen Zustand Bescheid. Daß er mich am Krankenbett besuchen wollte, lag auf der Hand.
Aber wer war die Person an seiner Seite gewesen?
»Und du bist dir hundertprozentig sicher, Jane, daß es nicht Bill gewesen ist?«
Sie war mittlerweile aufgestanden und an das Fenster getreten. »Ja, dessen bin ich mir sicher. Schließlich kenne ich Bill lange genug und kann ihn sehr wohl von einem Fremden unterscheiden.«
»Pardon.«
Sie fuhr herum. »Unsinn. Was willst du dich entschuldigen? Wir sollten der Sache nachgehen.«
»Ich auch?«
Mein etwas hilflos anmutendes Lächeln zeigte ihr an, was ich damit meinte. »Ich müßte mich zumindest umziehen und…«
Das Telefon klingelte. Fast wie im Büro, dachte ich, als ich nach dem Hörer griff. Ich bekam noch mit, wie sich Jane Collins umdrehte und

ihr Gesicht einen gespannten Ausdruck annahm. Wir beide ahnten, daß dieser Anruf nicht unwichtig war.

Ich meldete mich.

Zunächst hörte ich einen hastigen Atemzug, dann die Stimme meines Freundes Bill.

»John, ich muß dir etwas sagen.«

»Was ist denn, Bill?«

Jane kam näher. Ich hielt den Hörer etwas vom Ohr weg, damit sie mithören konnte.

»Es geht um Suko. Ich war bei ihm, wollte ihn abholen, er ist aber nicht da. Ich sprach mit dem Portier, und er war der Meinung, daß Suko abgeholt worden ist. Jetzt frage ich dich. Weißt du zufällig, wer Suko abgeholt haben könnte?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

Bill schnaufte. »Deine Stimme klingt anders, John. Liegt es an deinem Zustand oder daran, daß…«

»Es geht um Suko. Jane ist bei mir. Bevor sie das Krankenhaus betrat, sah sie ihn in Begleitung einer fremden Person.«

»Mist«, flüsterte Bill. »War der Mann dunkelhaarig?«

Jane nickte.

Ich bestätigte es Bill. Er wollte noch einige Einzelheiten wissen, damit aber konnten wir ihm nicht dienen. Die Zeitspanne des Sichtkontaktes war einfach zu kurz gewesen.

»Gut sieht das nicht aus, John«, flüsterte der Reporter. »Ich habe das Gefühl, daß sich dort einiges zusammenbraut und Suko als Druckmittel benutzt werden soll.«

»Der Meinung bin ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie werden ihn bestimmt nicht entführt haben. Und wenn doch, dann haben sie jedenfalls keine Bedingungen gestellt.« Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. »Meiner Ansicht nach verläuft der Fall ganz anders.«

»Wie denn?«

»Das weiß ich noch, nicht.«

Bills Stimme klang wütend, als er sagte: »Wir müssen trotzdem etwas unternehmen…«

»Ich hänge hier fest.«

»So schwer verletzt bist du auch nicht. Wetten, daß du dich gleich anziehen wirst.«

»Da könntest du recht haben.«

»Okay, was willst du machen?«

»Ich habe noch keine Ahnung. Ich will es auch nicht allein entscheiden, sondern mit Jane darüber reden. Möglicherweise hat sie eine Idee, wie wir an Suko herankommen können.«

»Er steht unter Druck«, flüsterte Bill, »da kannst du sagen, was du willst. Ich bin noch bei dir im Haus, aber ich werde mich in den Wagen setzen und zu euch kommen. Sechs Augen sehen mehr als vier.«

»Stimmt.«

»Bis gleich dann.«

Ich legte auf und schaute gegen den Hörer, auf dem ein Schweißfilm zurückgeblieben war. Mein Herz klopfte schneller, und ich erschrak beinahe vor meinen eigenen Gedanken.

Mit Jane sprach ich darüber nicht, stand auf und hielt mich für eine Weile in der Senkrechten. Da ich mich zu schnell bewegt hatte, tanzten die Wände wieder vor meinen Augen.

Die Detektivin wußte Bescheid. »Du willst dich anziehen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich helfe dir.« Sie - wollte mich stützen, das lehnte ich ab.

»Nein, ich werde allein gehen.«

Und ich ging allein. Ich riß mich zusammen, biß die Zähne zusammen. Ich mußte einfach durchkommen, stützte mich später am Schrank ab, aber ich machte weiter.

Mehr als drei Minuten danach trug ich meine Kleidung und war auch wieder bewaffnet.

Jane stand vor meinem Bett und schaute mir entgegen. »Setz dich noch«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Das mache ich auch.« Diesmal probierte ich einen Stuhl aus. Ich schaute sie an. Daß sich hinter ihrer Stirn einiges an Gedanken und Vermutungen abspielten, sah ich ihr an. Sie konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht verleugnen, dazu war die Sache einfach zu persönlich, denn sie traf uns tief.

»Was quält dich, Jane?«

»Es ist schlimm, John.«

»Sprich dich aus.«

Sie fuhr durch ihr Haar und flüsterte: »Erinnere dich daran, daß wir gemeinsam in diesem verfluchten Hexenhaus gewesen sind und Suko dort herausgeholt haben.«

»Das liegt noch nicht lange zurück.«

»Stimmt. Mir geht dabei etwas ganz anderes durch den Kopf, John. Wir haben Suko da rausgeholt, haben wir ihn aber auch wirklich gerettet? Haben wir das, John?«

»Schon…«

»Denk nach.«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Jane, ich weiß nicht, was du willst, worauf du hinaus willst.«

»Es ist verrückt!« rief sie. »Es ist, verdammt noch mal so verrückt. Ich

packe es nicht.«

»Versuche es trotzdem.«

»Es geht mir einfach nicht aus dem Kopf, daß ich ihn und den Fremden hier im Park gesehen habe. Daß er vor mir in Deckung gegangen ist, was ich mir nicht einbilde. Und jetzt komme ich noch einmal auf das Haus zurück. Könnte es sein, daß uns da jemand ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat?«

Ich schluckte, ich war zunächst einmal still, denn darüber mußte ich nachdenken. »Ein Kuckucksei…?«

»Ja, das meine ich.«

»Kannst du da genauer werden?«

Sie lächelte bitter. »Unseren Feinden, speziell dem Teufel, traue ich alles zu. Könnte es nicht sein, daß er Suko gern hat gehen lassen, weil er sich seiner ganz sicher war?«

Ich hörte ihre Sätze, ich wollte aufspringen, ihr eine Gegenantwort ins Gesicht schmettern, aber ich tat nichts. Ich blieb sitzen und stierte vor mich hin. In Nu war mein Körper von einer kalten Schweißschicht bedeckt.

Es war eine Ungeheuerlichkeit, die Jane da ausgesprochen hatte. Eine kalte Lüge, der Wahnsinn, eine Beleidigung eines Menschen, der durch die Kraft und die Raffinesse des Teufels manipuliert worden war. Aber hatte sie auch wirklich unrecht?

Ich hob den Kopf und blickte sie an. »Was immer du auch denken magst, John, du mußt stets in Betracht ziehen, daß es Suko mit einem sehr mächtigen Gegner zu tun hatte. Und kennen wir die Wege und die Pläne des Satans? Der Teufel ist raffiniert, John. Er denkt sich Dinge aus, die für uns nicht nachvollziehbar sind, aber du weißt auch, daß er die großen Pläne verfolgt.«

»Stimmt.«

Sie räusperte sich. »Ich sage es jetzt ganz klar. Das Seelenschwert hat Suko erwischt, es hat ihn geteilt. Es hat ihn gespalten, er ist nicht mehr so wie früher. Du hast den einen Teil vernichten können, der zweite aber existiert. Für mich ist er auch auf eine gewisse Art und Weise hilflos und den Kräften des Satans ausgeliefert. Deshalb könnte ich mir vorstellen, daß Suko auch nicht mehr innerlich der ist, als den wir ihn kennen.«

Ich schwieg. Ich schaute sie an. Jane fühlte sich unwohl. Auf ihrem Gesicht zeigten sich Abwehr und Unbehagen. Sie wußte selbst genau, welche Anschuldigungen sie da ausgesprochen hatte.

Wenn die nämlich stimmten, dann wäre Suko unser Todfeind.

»Warum sagst du das, Jane?«

»Das will ich dir erklären. Erinnere dich an die Zeit, in der ich auf der anderen Seite stand. Ich glaube kaum, daß Suko auch davor gefeit ist, wenn das Netz nur raffiniert genug gesponnen wurde. Es ist

unwahrscheinlich schwer, aber wir müssen uns damit abfinden oder sollten zumindest in Betracht ziehen, daß Suko auf der anderen Seite steht.«

»Und was würde er dort bewirken?«

»Muß ich dir das noch sagen?«

Ich schluckte. »Nein, das brauchst du nicht. Er wäre unser Feind und würde uns den Tod wünschen.«

»Nicht nur das. Er könnte auch dafür sorgen, daß er eintritt. Im schlimmsten Fall.«

Ich streckte die Beine aus, stöhnte und fuhr mit beiden Handflächen über mein Gesicht. Das wollte, das konnte ich nicht akzeptieren, aber hatte Jane denn wirklich so unrecht?

Ich war Sukos Freund. Wir beide waren durch dick und dünn gegangen, wir hatten uns gegenseitig das Leben gerettet. Unsere Gegner hatten alles versucht, um uns zu töten. Letztendlich waren wir immer einen Schritt schneller gewesen, auch deshalb, weil wir uns aufeinander verlassen konnten und der eine für den anderen da war.

Und jetzt?

Sollte das alles vorbei sein?

Ein Schatten kam auf mich zu. Ich hatte nicht mitbekommen, daß Jane aufgestanden war. Dicht vor mir blieb sie stehen, kniete sich dann hin und legte ihr Gesicht gegen meine Wange. »Ich weiß, wie es in dir aussieht, John, es ist ja nicht gesagt, daß ich recht behalten muß, aber ich werde den Gedanken daran einfach nicht los, daß sich der Teufel Suko als seine Trumpfkarte geholt hat. Er ist nur ein Junge, ein Kind, damit muß er einfach leichtes Spiel haben. Das hat er damals mit mir auch gehabt. Du glaubst gar nicht, wie ich gelitten habe. Es war furchtbar, aber ich habe alles getan, was er wollte.«

»Ja, das weiß ich.«

»Aus diesem Grunde sollten wir die Möglichkeit zumindest in Betracht ziehen.«

Jane erhob sich wieder und ließ mich mit meinen Gedanken allein. Ich brütete dumpf vor mich hin, stierte zu Boden und wußte nicht, was ich denken sollte.

Noch einmal kam ich auf Janes Entdeckung zurück. »Du hast ihn also vor dem Krankenhaus gesehen. Das nehme ich als sicher an, auch wenn du zweifelst…«

»Nein, nein, schon richtig.«

»Also gut, er ist in der Nähe. Was will er hier?« Die Antwort gab ich mir selbst. »Er will uns besuchen, er will mich besuchen, er will zu mir ins Krankenzimmer.«

»Möglich.«

Ich atmete tief durch. »Und dann, Jane? Was würde dann passieren, wenn er hier erscheint?«

Jane schaute mich an. »Muß ich dir das noch sagen?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich könnte mir vorstellen, daß er dann den Befehlen des Teufels nachkommen will. Und die lauten Mord, Tod, Vernichtung. Er wird nicht mehr wissen oder wissen wollen, was wir ihm einmal bedeutet haben. Sollte er vom Teufel manipuliert worden sein, ist das alles vorbei. Ich kenne das von mir.«

»Der Messertanz«, flüsterte ich. »Verdammt noch mal der Messertanz, von dem ich geträumt habe.«

»Das auch.«

»Welche Möglichkeiten haben wir?«

»Wir werden ihn hier erwarten. Ich weiß nicht, ob er mich gesehen hat, wenn ja, dann ist ihm zumindest klar, daß er es mit zwei Gegnern zu tun hat.«

Ich stand auf, konnte einfach nicht mehr sitzen. Ich war innerlich zu aufgewühlt. Vor meinen Augen tanzte alles, da ich mich zu schnell bewegt hatte. An der Stuhllehne stützte ich mich ab, senkte den Kopf und dachte nach.

Es waren schlimme Gedanken, die mich quälten, und ich spürte hinter der Stirn ein Hämmern, als wäre mein Kopf dabei, intervallweise auseinanderzufliegen.

Jane dachte wieder praktisch. »Wie sieht es mit der Visite der Ärzte aus, John?«

»Sie wird bald stattfinden.«

»Soll ich mich dann verdrücken?«

»Es wäre besser. Such dir ein Versteck und komm dann zurück.« Ich schaute auf die Uhr. »Lange wird es nicht mehr dauern, bis die Mannschaft hier eintrifft.«

»Bis gleich dann.« Sie deutete auf mich. »Willst du dich wieder umziehen?«

»Nein!«

Meine Stimme hatte genau den Grad der Entschlossenheit erreicht, den Jane ebenfalls kannte. Da konnte es Backsteine regnen, ich würde von meinem einmal gefaßten Entschluß nicht mehr abweichen.

Sie küßte mich auf meine stoppelbärtige Wange. »Bis gleich dann, John. Keine Sorge, wir kriegen das schon hin.«

Ich erwiderte nichts und schaute ihr nach, wie sie das Krankenzimmer verließ.

Langsam ging ich zum Bett, setzte mich auf die Kante und dachte darüber nach, meinen Chef, Sir James, anzurufen. Ich tat es letztendlich nicht, denn ich wollte ihn nicht schon vorher beunruhigen.

Vielleicht irrten wir uns ja auch. Dann hatte ich meinen Chef grundlos beunruhigt. Diese Sache wollte ich allein durchstehen.

Ich war so in Gedanken versunken, daß mir nicht aufgefallen war, wie jemand ins Zimmer gekommen war.

»Na, das habe ich gern«, hörte ich die Stimme der Krankenschwester Lydia. »Was ist denn mit Ihnen los? Sofort ziehen Sie sich wieder aus und legen sich ins Bett.«

»Das werde ich nicht, Schwester!«

Als sie diese Antwort und den Klang meiner Stimme hörte, da wußte sie, daß es mir ernst war.

Sie schrak zusammen, erbleichte und ging mit zittrigen Schritten zurück. Wortlos verließ sie das Zimmer, das mir in diesem Fall vorkam wie eine Todeszelle…

***

»Weg!« sagte Suko zischend und zerrte seinen Begleiter in Deckung. Ric Torrano wußte nicht, wie ihm geschah. Erst als sie hinter dem Busch standen, fragte er nach.

»Ich habe eine Person gesehen, die mir nicht paßt.«

»Wer war es?«

»Eine Frau, Jane Collins.«

»Kenne ich nicht.«

»Sie ist eine Freundin des Geisterjägers. Sie steht voll und ganz auf seiner Seite, eine Detektivin.«

»Auch das noch.« Torrano sagte es spöttisch, er lachte dabei sogar.

»Du solltest sie auf keinen Fall unterschätzen«, flüsterte Suko. »Die ist besser als viele ihrer männlichen Kollegen.«

»Was will sie hier?«

»Bestimmt nicht nur mich. Vergiß nicht, daß John Sinclair hier im Krankenhaus liegt.«

Nicht weit entfernt auf einem schmalen asphaltierten Weg standen zwei Krankenwagen. Suko hatte gesehen, daß Jane Collins einige Schritte in ihre Richtung gegangen war, sich aber noch unschlüssig zeigte und stehenblieb.

Die Gelegenheit nutzte er aus. Er lief mit Torrano weiter. Beide verschwanden hinter den Autos.

Jane Collins ging wieder, und Suko atmete auf. »So, jetzt können wir unseren Plan fortführen.«

»Noch nicht.«

»Warum?«

Er ließ das Kind nicht zu Ende sprechen. »Wir werden noch bis zum Abend warten.«

Suko bekam große Augen. »Hier?« flüsterte er.

»Nein, im Haus.«

»Und wie willst du…?«

»Nicht durch den Vordereingang. Laß mich es machen. Außerdem

möchte ich mir einen weißen Kittel besorgen.« Er bewegte seinen ausgestreckten Arm halbkreisförmig. »Ich bin der Meinung, daß wir es bei der Notaufnahme versuchen sollten. Da gibt es eine zweite Tür. Sie führt zu einem Raum, in dem sich die Fahrer der Krankenwagen aufhalten, wenn sie nicht unterwegs sind.«

»Und weiter?«

Ric Torrano grinste. »Wenn wir es bis dahin geschafft haben, ist alles andere kein Problem mehr.«

»Das hoffe ich.«

»Wirst du schon sehen.«

Suko bewunderte die Sicherheit des Mannes, der überhaupt keine Furcht zu kennen schien. Bei ihm lief alles ab wie zuvor geplant. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß der Mann dieses Gelände zum erstenmal betreten hatte. Dazu bewegte er sich zu sicher.

Auf eine diesbezüglich gestellte Frage bekam Suko die erwartete Antwort. »Ja, ich habe hier schon gearbeitet. Zweimal sogar.«

»Erfolgreich?«

Torranos Augen glänzten. »Das kann man wohl sagen. Die Gazetten haben noch tagelang darüber berichtet.«

Suko erkundigte sich nicht nach Einzelheiten. Er konnte sich auch so vorstellen, wie die ›Arbeit‹ ausgesehen hatte.

Der Weg führte einem Souterrain entgegen und verbreiterte sich vor der Einfahrt zu einem kleinen Platz. Momentan herrschte kein Betrieb. Bäume säumten die Zufahrt und warfen ihre Schatten auf den grauen Asphalt. Suko und Torrano gingen schnell über den körnigen Belag. Sie entdeckten auch die zweite Tür links neben dem Eingang. Zwei Krankenwagen parkten mit der Schnauze zur Ausfahrt.

Niemand achtete auf sie. Zwar bewegten sich hinter dem Glas der breiten Eingangstür Gestalten, aber die hatten anderes zu tun, als zu beobachten, was sich draußen abspielte.

»Das ist günstig«, flüsterte Torrano und blieb vor der zweite Tür stehen. In seinem Blick lag ein Ausdruck stiller Vorfreude, zu vergleichen mit einem harten, kalten Glanz. So als würde er sich auf eine schreckliche Bluttat freuen.

Er öffnete die Tür.

Suko mußte zurückbleiben. Mit einem langen, lautlosen und geschmeidigen Schritt betrat der Killer den fremden Raum. Zwei relativ große Tische standen dort, mehrere Stühle, ein Getränkeautomat, daneben leuchtete rot ein Feuerlöscher, und nicht weit davon entfernt hing ein Dienstplan, in den sich die Helfer eintragen mußten.

Suko schloß die Tür. Sein Begleiter hatte eine Waffe gezogen. Sie trug bereits einen Schalldämpfer.

Er hielt sie so, daß die Mündung nach unten zeigte.

Mit wenigen Schritten erreichte der Killer eine zweite Tür, die der anderen gegenüberlag.

Bevor er sie öffnete, sprach er Suko an. Der Junge stand im schwachen Licht, das durch ein Fenster fiel. »Wie gesagt, ich kenne mich etwas aus. Hier unten ist es nicht gemütlich. Nicht weit entfernt befindet sich die Leichenkammer.«

»Na und?«

»Ich wollte nur, daß du Bescheid weißt.« Er grinste. »Manche reagieren allergisch, wenn sie plötzlich einen Toten sehen. Da fangen sie an zu schreien und drehen durch.«

»Ist schon klar.«

Sie hatten Glück, standen sehr bald in einem Gang, der zu einem Flur führte.

Nicht weit entfernt schraubte sich eine Treppe in die Höhe. Die Stufen waren mit dünnem Kunststoff belegt. Es roch nach scharfen Desinfektionsmitteln, aber nicht nach Leichen.

Suko deutete auf die Treppe. »Warum verschwinden wir nicht?«

»Weil ich mir erst einen Kittel besorgen will.«

»Wo denn?«

Torrano zeigte ein kaltes Grinsen. »Das wirst du schon sehen, mein Lieber.«

Er bewegte sich nicht auf die Treppe zu. Für ihn war, es wichtig, an den Kittel heranzukommen. Es dauerte nicht lange, als er die Schritte hörte. Er ging nicht in Deckung, sondern genau in die Richtung, aus der die Schritte klangen.

Ein Mann kam herbei. Er trug tatsächlich einen weißen Kittel. Zudem war er beschäftigt. Er sprach während des Gehens in ein kleines Aufnahmegerät. Dabei murmelte er irgendwelche wissenschaftlichen Fakten, mit denen Ric nichts anfangen konnte.

Der Arzt war ahnungslos. Er sah Torrano kommen. Erst als dieser ihn praktisch anatmete, schreckte er hoch.

Da schlug der Killer bereits zu.

Suko schloß die Augen, als er das dumpfe Geräusch des Treffers hörte. Torrano aber lachte. Er fing den zusammenbrechenden Körper auf und zerrte ihn in die Deckung. Unter der Treppe fand er den nötigen Platz. Dort befreite er sein Opfer von dessen Kittel und streifte ihn selbst über. Er paßte sogar.

Grinsend kam er auf Suko zu. »Wie sehe ich aus?«

»Nicht wie ein Arzt.«

»Ach ja?«

Suko hatte gemerkt, daß sich der Killer über die Antwort ärgerte. »Als Oberpfleger könntest du durchgehen - ehrlich.«

»Danke, wie freundlich.«

Der Killer knöpfte den Kittel zu. Er wollte nicht den Weg über die

Treppe nehmen, weil dies der Notausgang war. Ganz offiziell würden sie ihr Ziel erreichen.

Es war tatsächlich ein Areal, das Menschen mit schwachen Nerven nicht betreten sollten.

Zwei Leichen standen auf dem Gang. Menschen, die noch nicht lange tot waren. Sie lagen auf zwei schlichten Bahren wie Wachsfiguren. Eine alte Frau war blau im Gesicht. Vor ihren Lippen stand noch eingetrockneter Speichel wie Seifenschaum.

Im Raum gegenüber erzählten sich zwei Helfer Witze. Man wurde eben abgebrüht.

Sie schlichen vorbei. Wichtig war es jetzt, den Lift zu erreichen, der sie in die Oberwelt brachte.

Es gab zwei davon.

Ein großer und ein kleinerer, der zur Personenbeförderung diente. Den nahmen sie.

Als sich die Tür hinter ihnen schloß, lachten beide auf. Sie waren überzeugt davon, daß kaum noch etwas schiefgehen konnte. Wo John Sinclair lag, wußte Suko. Sie mußten bis in die dritte Etage fahren und dort alles richten.

»Wird es denn den Messertanz geben? Oder hast du dich für etwas anderes entschieden?«

Ric schüttelte den Kopf. »Es bleibt dabei, keine Sorge. Du wirst die Messer sehen können, wenn sie ihn zerschneiden. Das bin ich meinem Retter einfach schuldig.«

»Finde ich auch«, flüsterte Suko.

Das Gespräch fand auf dem Gang statt, denn die beiden hatten den Lift längst verlassen. Am Ende des Ganges existierte eine schmale Ecke, wo ein Tisch und mehrere Stühle standen. Sie war leer.

Kein Kranker hielt sich dort auf.

Durch ein großes Fenster konnten sie in den Park schauen. Das Wetter hatte eingetrübt. Es konnte auch die Dämmerung sein, die sich ihren Weg suchte. Die Kronen der Bäume warfen Schatten auf den Boden. Wenn Wind aufkam, zitterten die Blätter.

Beide befanden sich noch nicht auf der eigentlichen Station. Die lag hinter einer breiten Schwingtür, deren Einsatz aus Milchglas bestand. Von dort hörten sie manchmal die hellen Stimmen der Krankenschwestern.

Torrano schaute auf die Uhr. »Die Zeit ist günstig«, sagte er, »denn die Visite ist vorbei.«

»Willst du denn warten?«

»Noch ein paar Minuten.« Torrano öffnete seinen Kittel so weit, daß er nur mehr von einem Knopf zusammengehalten wurde. »So komme ich besser an die Messer heran.«

Suko schaute auf die drei Griffe. »Wie willst du es denn machen? Sie

hintereinander schleudern?«

»Das auf keinen Fall.«

»Sondern.«

Um die Lippen des Killers zuckte ein kaltes Grinsen. »Ich werde meine Freunde befehligen. Sie sind mir untertan, wenn du verstehst.«

»Nein.«

»Das wirst du sehen. Aber keine Sorge. Ich werde dir dann eine Klinge zukommen lassen.«

Suko nickte. »Und wie weiter?«

Ric Torrano beugte sich vor. »Das ist ganz einfach, Kleiner. Würdest du dir zutrauen, deinen Freund mit dem Messer aufzuschlitzen?«

Die Antwort erfolgte nicht sofort. Suko bekam einen starren Blick. Auf seiner Haut bildete sich ein dünner Schweißfilm. Er schluckte einige Male.

»Nun?« drängte Torrano.

»Muß ich es tun?«

»Ja, der Teufel will es so. Er hat mir gesagt, daß du ihm jetzt gehörst. Oder bist du…?«

»Nein, ich bin nicht. Ich bin überhaupt nicht. Ich werde es tun, darauf kannst du dich verlassen. Ja, ich folge ihm. Ich habe es erlebt. Ich stehe jetzt auf seiner Seite!«

Torrano war beruhigt. »Das ist gut, Kleiner, das ist sogar sehr gut. Glaub mir, der Messertanz wird dir gefallen.« Er drehte sich um und schaute gegen die Milchglastür. »Bald«, flüsterte er, »bald wird auf dieser Station die Hölle los sein…«

***

Jane Collins hatte das Krankenzimmer verlassen. Sie dachte darüber nach; wo sie hingehen sollte.

Ein Gefühl sagte ihr, daß es unklug gewesen wäre, wenn sie die Station jetzt verließ. Es war besser, wenn sie in der Nähe des Krankenzimmers blieb, denn sie wollte John Sinclair nicht zu sehr allein lassen.

Er war längst nicht mehr der alte, auch wenn er so tat, als würde ihm dies nichts ausmachen. Dieses verfluchte Gift war zwar neutralisiert worden, aber John fühlte sich noch schwach. Das war jeder seiner Bewegungen anzumerken. Er hatte gewisse Schwierigkeiten, sich zu bewegen, alles geschah bei ihm zeitlupenhaft. Er wirkte müde, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte und sich zusammenriß. So kannte sie ihn nicht, und sie fühlte sich jetzt für ihn verantwortlich.

Zudem dachte Jane praktisch.

Ihr war klar, daß sie in ihrer Kleidung auffallen würde. Deshalb war es besser, wenn sie einen Kittel über ihr schwarzes Top und die weiße Sommerjacke streifte. Sie sah dies nicht als Diebstahl an, als sie ihre

Blicke über eine Garderobe schweifen ließ, an deren Haken mehrere Kittel hingen.

Sie nahm den erstbesten und streifte ihn über. Er paßte sogar. Ihre Handtasche legte sie unter einen fahrbaren Wagen. Die Pistole nahm sie hervor und steckte sie in den Rockbund. Sie war jetzt froh, eine Hose zu tragen, ein enger Rock hätte die Bewegungsfreiheit doch sehr eingeschränkt.

Da die Visite jeden Moment beginnen konnte, mußte sie sich ein Versteck suchen. Jane wußte, daß es auf jeder Station Wäscheschränke gab. Sie waren groß genug, um auch einen Menschen aufzunehmen. Sie fand den Schrank am Ende des Ganges, drehte den Schlüssel und schlüpfte hinein.

Regale teilten ihn in drei Drittel. Jane entschied sich für das untere, duckte sich und tauchte in die Enge.

Dann zog sie die Tür zu. Nur ein schmaler Spalt blieb, von dem sie hoffte, daß er klein genug war, um nicht so schnell entdeckt zu werden.

Auf der weichen Wäsche blieb sie hocken, die Knie angezogen, die Sinne gespannt.

Schritte und Stimmen mischten sich zu einem Wirrwarr. Türen wurden geöffnet, wieder geschlossen, völlig normale Geräusche, die mal stärker und mal schwächer klangen.

Jane mochte ihre Lage nicht. Wenn sie noch lange so hockte, würde sie irgendwann Genickstarre bekommen, denn das Brett drückte gegen ihren Hinterkopf.

Die Zeit verstrich.

Sie hörte Stimmen. Die Ärzte redeten mit den Krankenschwestern. Jane war gespannt, wie die Gruppe wohl reagieren würde, wenn sie einen vollständig angekleideten John Sinclair sah.

Sie traute es John zu, sich gegen die Anordnungen des Teams zu stellen. Da hatte er seinen Dickkopf.

Sorgen bereitete ihr das Verschwinden von Suko. Er war mit einem Fremden weggegangen. Sie konnte sich nicht vorstellen, wer dieser Mann gewesen war, der ihn abgeholt hatte.

Ein Freund sicherlich nicht.

Ein Feind?

Da kamen viele in Frage.

Wieder glitten ihre Gedanken zurück. Sie dachte an das Hexenhaus, aus dem John und sie den Jungen hervorgeholt hatten. Das war einfach schlimm gewesen, denn er war dort auf den Teufel getroffen. Sie selbst war nicht dabei gewesen, das beunruhigte sie.

Sie dachte darüber nach, wie es ihr ergangen war, als sie noch auf der anderen Seite gestanden hatte.

Da waren die Worte des Teufels für sie so etwas wie der Befehl eines

Offiziers an den Untergebenen gewesen. Sie hatte alles getan, was er verlangte.

Wenn der Einfluß des Teufels auch Suko gestreift hatte, würde er ebenso reagieren. Schließlich war er durch die Kraft und den Einfluß des Satans verwandelt worden, es quälte ihn, er würde sich mit seinem neuen Zustand nie abfinden können und deshalb alles tun, um dies zu ändern.

Noch waren es Theorien. Jane hoffte auch nicht, daß sie eintrafen. Dann sah es schlimm aus.

Im Schrank roch es nach frischer Wäsche, aber trotzdem irgendwie muffig. Wenn sie atmete, hatte sie immer das Gefühl, Feuchtigkeit zu trinken, und sie saugte so wenig Luft ein wie möglich. Dafür verbreiterte sie den Spalt ein wenig.

Ihr Blickwinkel war relativ gut, denn sie konnte in den längeren Teil des Ganges hineinschauen. Sie sah die Weißkittel den Gang durchqueren und auch eine Schwester, die sehr energisch aussah und Lydia hieß, wie sie hörte. Diese Frau bewegte sich wie ein Feldwebel. Jane konnte sich vorstellen, daß eine derartige Person sich bei den Patienten den nötigen Respekt verschaffte. Sie hatte ja auch den Blumenstrauß bekommen, was Jane im nachhinein als günstig ansah. Vielleicht würde ihr die Person dann nicht so negativ gegenüberstehen, wenn es zu einem Zusammentreffen zwischen ihnen kam.

Jane Collins wartete noch gut zwei Minuten, dann war die Visite vorbei.

Ein kleiner Stein fiel ihr vom Herzen. Die beiden Ärzte verschwanden. Sie hörte, daß sie eine kurze Pause einlegen wollten, weil sie schon zu lange auf den Beinen waren.

»Ich bleibe sowieso hier«, sagte Lydia. »Komplikationen wird es wohl nicht geben.«

»Aber dieser Polizist stellt sich quer.«

»Wir könnten ihn fast schon entlassen, Doktor.«

»Nein, erst morgen.«

»Soll ich ihm ein Beruhigungsmittel verabreichen?«

Der Arzt lachte. »Sind Sie denn sicher, daß er es nehmen würde, Schwester?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie ihn durch sein Zimmer wandern. Wie gesagt, wenn Sie nicht klarkommen, melden Sie sich. Wer hat auf dieser Station noch heute nacht Dienst?«

»Schwester Janine.«

»Die Kleine aus Mexiko?«

»Ja.«

»Kommen Sie mit ihr zurecht?«

»Gut sogar.«

»Okay, danke. Wir sehen uns noch.« Die beiden Ärzte zogen sich zurück. Die Krankenschwester, die noch neben Lydia stand, ebenfalls. Mit geschickten Bewegungen knöpfte sie ihren Kittel am Rücken auf und hängte ihn an den Haken der Garderobe. »Mir reicht es jetzt«, sagte sie.

»Du hast dir deinen Feierabend verdient.«

»Sogar zwei freie Tage.«

»Dann viel Spaß.«

»Ich werde erst mal schlafen.«

Jane hoffte, daß die zweite Krankenschwester sich nicht mehr lange aufhielt und hatte Glück. Sie verließ die Station mit schnellen Schritten. Zurück blieb Lydia, die sich drehte und dann mit langsamen Schritten im Schwesternzimmer verschwand.

Jane atmete auf.

Das war geschafft.

Dann drückte sie die Tür des Schranks langsam nach außen und verließ ihr Versteck…

***

Es war beiden sicherer erschienen, ihren Standplatz zu wechseln. Der Killer hatte den Toilettenraum vorgeschlagen. Die schmale Tür befand sich nur wenige Schritte entfernt.

Im Vorraum stank es nach kaltem Rauch. Er war glücklicherweise leer. Beide hofften, daß dies noch eine Weile so anhalten würde. Selbst Torranos Gesicht zeigte jetzt so etwas wie Erleichterung.

Suko fragte: »Bist du nervös?«

»Ja, irgendwie schon. Ich hasse es, wenn ich warten muß. Es ist für mich wie eine Folter. Lieber stehe ich einigen bewaffneten Typen gegenüber, aber das Warten macht mich irre.«

»Es ist ja bald vorbei.«

»Das hoffe ich.«

Sie lehnten an der Wand. Der Killer spielte mit den Griffen seiner Messer. Dann konnte er es nicht erwarten und zog eine Waffe hervor. Wieder wunderte sich Suko über die kurzen Klingen, die beim ersten Hinschauen stumpf aussahen, deren Seiten aber scharf geschliffen waren. Er drehte sich um und schaute auf ein Handtuch, das aus einem Automaten als Halbkreis hervorhing.

»Sieh zu!« flüsterte er.

Suko stellte sich in Positur. Er bekam mit, wie Torrano mit einem einzigen Schnitt den rauhen Stoff zerfetzte.

»Na, hättest du das gedacht?«

Suko schaute auf die beiden nach unten hängenden Hälften. »Nein, das hätte ich nicht.«

»Kann ich mir vorstellen. Was meinst du, wie wenig Widerstand eine Menschenhaut den Messern entgegensetzt? So gut wie keinen.«

»Das weißt du?«

»Und ob.«

Suko legte einen Finger auf die Lippen. Er drehte sich um, weil er auf die Tür schauen wollte. Behutsam zog er sie auf, aber nur so weit, daß es kaum zu erkennen war.

Jetzt hörte auch der Mörder die Tritte auf dem Flur. Es waren zwei Ärzte, die vorbeigingen und der Toilettentür keinen Blick zuwarfen.

Torrano lächelte so scharf, daß sich die Haut auf seinen Wangen spannte. »Das waren sie.«

»Wie meinst du?«

»Die Visite ist beendet.«

»Sollen wir.«

Ric Torrano nickte sehr langsam. »Ja, mein Kleiner, wir werden uns allmählich auf den Weg machen…«

***

Jane Collins stand in einem völlig normalen Stationsflur und hatte trotzdem den Eindruck, sich woanders aufzuhalten. Sie konnte selbst nicht sagen, woran dies lag, denn es drohte ihr offiziell keine Gefahr, aber sie spürte, daß sich etwas zusammenbraute.

Sie selbst bezeichnete sich als einen sensitiven Menschen. In ihr war noch ein Rest der alten Hexenkraft zurückgeblieben, nur setzte sie ihn nicht gegen John Sinclair oder andere Menschen ein, sondern nur dann, wenn es gegen andere Feinde ging, schwarzmagische, gegen ihre ehemaligen Mitschwestern, die auch jetzt nicht aufgehört hatten, im Teufel ihren Herrn und Meister zu sehen.

Gerade in den letzten Jahren waren die Hexen immer stärker in den Vordergrund gedrückt, besonders diejenigen, die sich mit der gefährlichen Seite der Magie beschäftigten.

Und Jane gehörte jetzt zu den Personen, die auf der anderen Seite standen und ihre ehemaligen Hexenschwestern bekämpfte. Sie hatte eine gewisse Sensibilität behalten, und auch jetzt fühlte sie, daß hier nicht alles so normal war, wie es aussah.

Ein leerer Gang, beleuchtet von den kalt wirkenden Deckenlampen. Der typische Geruch nach irgendwelchen Desinfektionsmitteln, nach Wäsche, nach Menschen. Es stank bitter. Sie bedauerte die Krankenschwestern und Ärzte, die hier ihre Pflicht taten und oft mehr als das.

Auf der linken Seite öffnete sich eine Tür. Es war nicht das Zimmer des Geisterjägers, ein Fremder steckte seinen Kopf hinaus, sah Jane, hielt Jane wohl für eine Krankenschwester, zuckte zurück und schloß die Tür ebenso hastig.

Die Detektivin mußte lächeln.

Aus dem Zimmer der Krankenschwestern hörte sie das typische Geräusch einer Kaffeemaschine, bei der das Wasser noch lief. Es kratzte und schlürfte. Einen Kaffee könnte Jane jetzt auch vertragen.

Sie wollte sich die Frau nicht zur Feindin machen, sondern mit ihr kooperieren, deshalb blieb sie auf der Schwelle stehen und schickte einen freundlichen Gruß in den schmalen, mit hellen Möbeln und einer Liege eingerichteten Raum.

Lydia fuhr herum. Die Illustrierte, die sie gehalten hatte, entfiel ihren Händen und landete klatschend am Boden.

»Was wollen Sie denn hier?«

»Darf ich reinkommen?«

»Da sind Sie ja schon.«

Jane lächelte und nahm auf einem Stuhl Platz. »Ich könnte eine Tasse Kaffee gebrauchen, und dann möchte ich mit Ihnen noch einige Sätze reden.«

Die energische Lydia hatte schon zu einer barschen Gegenantwort angesetzt, als sie in Janes Augen sah. Darin erkannte sie einen Willen, der so leicht nicht zu brechen war.

»Sie gehören doch zu John Sinclair.«

»Stimmt.«

»Sind Sie auch Polizistin?« Lydia hob die Zeitung auf, faltete sie zusammen und legte sie weg.

»Ja, das bin ich. Oder so ähnlich.«

»Wollen Sie den Patienten bewachen?«

»In der Tat.«

»Und weshalb?«

»Das ist schwer zu sagen.« Jane deutete auf die Maschine. »Der Kaffee ist übrigens fertig.«

»Ja, natürlich, Moment.« Lydia nahm zwei Tassen, stellte sie auf ein Tablett und goß den Kaffee ein. Ihre Hände zitterten dabei. Anscheinend spürte auch sie, daß dieser Abend nicht normal ablaufen würde.

Jane bedankte sich für die Tasse, trank sie halbleer und schloß für einen Moment die Augen. »Das tat gut«, sagte sie.

»Es ist unser einziger Muntermacher.«

»Kann ich mir denken.«

»Und was wollen Sie wirklich?«

Jane Collins räusperte sich. »Wir müssen tatsächlich damit rechnen, daß etwas passieren kann. Ich will es mal so sagen. John Sinclair befindet sich möglicherweise in Lebensgefahr.«

Lydia bekam große Augen. Sie schaute auf den mächtigen Blumenstrauß, als wollte sie sich dahinter verstecken. »Das… das meinen Sie doch nicht im Ernst, Miß…«

»Ich heiße Jane Collins und meine es durchaus ernst.«

»Aber was wollen Sie, Jane? Dieses Krankenhaus ist sicher. Darauf können Sie sich verlassen.«

Die Detektivin wiegte den Kopf. »Sind Sie wirklich so sehr davon überzeugt?«

»Und ob. Was sollte hier schon passieren? Hier ist noch nie etwas geschehen.«

»Es gibt immer ein erstes Mal.«

»Aber nicht hier. Wir kennen die Menschen, die hier beschäftigt sind. Es wird…«

»Kann man sich hereinschleichen?«

»Möglich.« Sie deutete auf die Tür. »Jeder, der etwas will, muß hier vorbei. Dann sehe ich ihn.«

»Mich haben Sie auch nicht gesehen.«

»Das war Zufall.«

Jane schüttelte den Kopf. »Sie sollten meine Worte nicht auf die leichte Schulter nehmen, denn wir haben es hier mit Kräften zu tun, die denen der Menschen überlegen sind.«

Schwester Lydia legte ihre Hände flach auf die Tischplatte. »Das… das hört sich ja schaurig an, wie in einem Grusel…«

»So ähnlich ist es auch.«

»Was sind denn das für Kräfte?« flüsterte sie.

Jane wich bei der Antwort aus. »Jedenfalls keine, die Sie unterschätzen sollten.«

Schwester Lydia bewegte beide Hände. »Hat das etwas mit Geistern zu tun?«

»Irgendwo schon.«

»Ich begreife das nicht.«

»Kann ich mir denken, Lydia. Gehen Sie davon aus, daß es so etwas gibt.«

Die Krankenschwester nickte einige Male. »Ja, das muß ich dann wohl«, flüsterte sie. »Es bleibt mir nichts anderes übrig. Aber schlimm ist es trotzdem.«

»Deshalb möchte ich Sie bitten, daß Sie dieses Zimmer hier verlassen, Lydia.«

»Was?« rief sie. »Ich soll gehen?«

»Ja.«

»Nein, das kann ich nicht. Das ist unmöglich. Ich kann die Kranken hier nicht im Stich lassen.«

»Das ist nobel von Ihnen gedacht. Sie müssen auch daran denken, daß es Ihr Leben ist.«

Jetzt hob sie den Zeigefinger und bewegte ihn hin und her. »Ein Leben, das ich voll und ganz in den Dienst der Kranken gestellt habe«, erklärte sie. »Ich bin nicht so ängstlich, Jane. Wenn sich eine Gefahr

zusammenbraut, können Sie auf mich rechnen. Und Sie können sagen, was Sie wollen, ich bleibe. In einer Stunde wird noch eine Hilfe hier erscheinen. Schwester Janine. Sie ist noch in der Ausbildung. Stellen Sie sich vor, was die sagt, wenn Sie mich nicht antrifft. Die Kleine ist völlig überfordert. Sie stellen sich das zu einfach vor.«

»Aber die Gefahr wird…«

»Jane, ich bitte Sie. Welche Gefahr denn?« Die Frau stand auf. »Ich sehe nichts. Es gibt die Gefahr nur in Ihrer Einbildung. Und wenn irgendwelche Typen hier erscheinen, werde ich mir schon zu helfen wissen, glauben Sie mir.« Sie erhob sich, wahrscheinlich wollte sie Jane durch ihre Körpergröße überzeugen. »Die sollen nur kommen. Bei mir laufen sie gegen eine Wand.«

»Das wäre schön«, sagte Jane. »Noch schöner wäre es, wenn ich mich irren würde.«

Lydia klopfte gegen ihre Brust. »In diesem Krankenhaus passiert nichts, darauf können Sie sich verlassen.« Sie wollte an Jane vorbei, aber sie hielt sie am Handgelenk fest.

»Bitte, Lydia…«

»Hören Sie. Ich werde jetzt draußen nachschauen, ob alles in Ordnung ist. Ich muß sowieso nach einem Kranken sehen. Wenn ich zurückkomme und ich nichts gesehen habe, dann können Sie sagen, was Sie wollen, Sie werden mich nicht überzeugen.«

»Ja, ist gut, gehen Sie.«

»Das werde ich auch.«

Sie löste sich von Jane und ging auf die offenstehende Tür zu. Die Detektivin schaute ihr nach und lauschte ihren Schritten. Sie wußte selbst, daß sie viel von Lydia verlangte, vielleicht sogar zu viel, sie hatte auch keine Beweise für ihre These, was andererseits auch positiv war, denn sie wollte nicht unbedingt den Tod auf dieser Station als Besucher haben.

Die Schritte der Krankenschwester waren verstummt.

Dann aber hörte Jane sie wieder. Diesmal anders.

Nicht so glatt und sicher. Unsicher, fast schon torkelnd.

Sie stand auf, drehte sich, schaute zur Tür, und ihre Augen weiteten sich…

***

Ric Torrano lächelte.

Es war ein Lächeln, wie er es öfter von sich gab. Dieses kalte, wissende, triumphierende Grinsen, das so freudlos war und seine Augen nie erreichte.

Er selbst kannte dieses Lächeln gut und setzte es immer dann ein, wenn er dicht vor einer Entscheidung stand.

So wie heute.

Er sah den Jungen nicht einmal als Hindernis an. Dieser Kleine würde für ihn arbeiten, das stand fest. Bevor er die Milchglastür zur Station hin aufdrückte, schaute er auf Suko.

»Alles okay?«

»Ja, wir können.«

»Wie schön.« Und es war auch für den Killer schön, daß die Tür kein Geräusch von sich gab, als er sie nach innen stieß. Bisher ging alles wunderbar glatt, es lief wie am Schnürchen, und Torrano dachte daran, daß der Teufel im Hintergrund saß und die Fäden zog. Auf ihn konnte man sich eben verlassen.

Hinter ihnen schwappte die Tür wieder zu. Von Suko wußte er, wo dieser Sinclair lag. Sein Zimmer lag auf der rechten Seite, wo mehrere Türen das triste Mauerwerk der Wand auflockerten.

Auch an der linken Seite verteilten sich die Krankenzimmer. Ungefähr in der Mitte befand sich ein Raum, dessen Tür offenstand.

Seine Gedanken beschäftigten sich damit. Nicht nur, daß aus dem Raum Licht in den Flur sickerte, er hörte auch Stimmen, und zwar die Stimmen zweier Frauen, die sich unterhielten.

Sie redeten so leise, daß er nichts verstehen konnte. Auch Suko konnte nicht hören, was gesprochen wurde.

Torrano blieb stehen. Er öffnete auch den letzten Knopf des Kittels, damit die Waffen freilagen. Mit der rechten Hand zog er einen Dolch aus der Scheide und ließ ihn auf seiner Handfläche flach liegen. Dabei umspielte wieder ein kantiges Lächeln seine Lippen, und eine Lampe warf einen Lichtreflex auf die Klinge.

Es würde alles klappen, das war sicher. Es mußte einfach klappen, der Teufel deckte ihn.

Beide hörten sie die Schritte.

Die Haltung des Killers spannte sich. Seine Augen schienen plötzlich mit Eis gefüllt zu sein. Die Waffe lag noch immer auf der flachen Hand. Die Schritte drangen von der linken Seite her an seine Ohren. Genau dort, wo die Tür offenstand.

Und da erschien die Gestalt!

Eine Frau, eine Krankenschwester. Sie drehte sich nach rechts, betrat den Flur, und sie gehörte zu den Menschen, die dank ihrer Körpergröße einen gewissen Respekt einflößten.

Diese Frau war so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, daß sie den Killer und seinen Begleiter erst sah, als es schon zu spät für sie war.

Lydia hörte noch ein leises Lachen. Einen Moment später konzentrierte sich der Killer auf seine Klinge.

Er dachte an den Messertanz und an seinen Willen, dem die tote Materie gehorchen sollte.

Telekinese, die ihm vom Satan persönlich eingeimpft worden war.

Hart setzte er sie ein.
Und das Messer flog.
Blitzschnell war es, viel schneller als die Krankenschwester überhaupt reagieren konnte.
Es jagte auf sie zu - und traf!
Wuchtig jagte es in ihre Brust, der Schlag schüttelte sie durch, sie hätte eigentlich fallen müssen, aber sie hielt sich auf den Beinen und torkelte den Weg zurück, den sie gekommen war.
Kurz vor dem Eingang drehte sie sich noch herum, so daß sie völlig normal über die Schwelle schwankte und wieder zurück in das Zimmer taumelte.
Suko wollte ihr nach, Torrano aber hielt ihn fest. »Warte noch«, hauchte er.
»Wie lange?«
Torrano schaute seine Messer an. Er antwortete nicht, aber er konzentrierte sich auf die tödlichen Klingen, die mit einem leise schleifenden Geräusch die Scheiden verließen, für einen Moment in der Luft stehenblieben und sich dann drehten.
Sie nahmen den Weg, den auch die Krankenschwester gegangen war…

***

Das Messer steckte tief in Lydias Brust!
Jane Collins wollte es nicht glauben. Natürlich hatte sie damit gerechnet, daß die andere Seite zuschlagen würde. Daß es aber so schnell und so brutal erfolgen würde, überraschte sie schon, denn die Krankenschwester war eine unschuldige Person, sie hatte mit dem gesamten Fall überhaupt nichts zu tun.
Sie kippte.
Jane fing den Körper ab, hörte ein letztes Stöhnen, wobei Lydia den Mund öffnete und dem sich darin gesammelten Blut den Weg freigab. Es glitt nach außen und rann über die Unterlippe hinweg in Richtung Kinn.
Dann lag sie auf dem Boden.
Ein Blick in ihre Augen reichte Jane aus. Lydia war tot. Der Messerwurf hatte ihrem Leben ein Ende gesetzt.
Zeit, um zu trauern, hatte sie nicht. Sie wußte, daß draußen ein Killer lauerte, der mit Messern bewaffnet war. Sie besaß eine Pistole, die sie sofort hervorzog, zur Seite ging und eigentlich in Richtung Tür laufen wollte, sich es aber überlegte, denn in Kopfhöhe erschienen im offenen Türrechteck zwei Schatten.
Zwei Messer!
Sie flogen und bewegten sich von allein durch die Luft, als würden sie an irgendwelchen Fäden hängen, die sie leiteten. Es gab aber auch

eine andere Möglichkeit, die Jane nicht ausschloß.

Die der Telekinese.

Was tun?

Innerhalb weniger Sekunden mußte sie sich entscheiden, und sie tat das einzig richtige, zumindest ihrer Meinung nach. Sie hatte Zeit genug gehabt, sich im Schwesternzimmer umzuschauen, und ihr war auch der alte Einbauschrank aufgefallen, dessen hohe Türen fast bis an die Decke reichten.

Schon einmal hatte sie sich in einem Schrank versteckt. Das konnte ihr auch zum zweitenmal helfen.

Sie ließ die Klingen nicht aus den Augen, als sie quer durch den schmalen Raum auf den Schrank zulief, die Tür aufzog und froh war, daß man ihn nicht so vollgestellt hatte.

Der Putzeimer bestand aus Kunststoff. Daneben standen zwei Besen, auch ein Wischer, und an einem Haken hingen Aufnehmer. Auch Gefäße mit Putzmitteln standen auf dem Boden.

Und sie sah noch etwas, als sie die Tür so rasch und so lautlos wie möglich wieder zuzog. An der Innenseite befand sich ein schmaler Riegel, den sie vorschieben konnte.

Als sie das getan hatte, fühlte sie sich wohler. Starr blieb sie stehen, den Körper gegen die Innenseite des Schranks gepreßt. Sie atmete so wenig wie möglich, und es war verdammt unangenehm in ihrem Gefängnis, denn der Geruch von Putzmitteln strömte in ihre Nase. Wenn sie länger in diesem Versteck stand, würde sie irgendwann anfangen zu niesen.

War etwas zu hören?

Ja, Schrittgeräusche.

Wie diese Tritte gesetzt wurden, ließ darauf schließen, daß diese Person sehr wachsam war, als sie das Zimmer betrat. Oder waren es zwei Personen? Jane lauschte angestrengt. Sie hätte sich gern gebückt und durch das schmale Schlüsselloch geschaut, das wiederum traute sie sich nicht zu, aus Furcht vor fremden Geräuschen, die der Eindringling gehört hätte.

»Da ist die Tote…«

Eine fremde Stimme hatte gesprochen. Jane konnte sich jedenfalls nicht daran erinnern, sie schon einmal gehört zu haben. Die Stimme besaß zudem einen bösen Klang, und Jane wußte genau, welch eine Gesinnung sich dahinter verbarg.

»Ist sie denn tot?«

»Immer.«

Wer war der zweite?

Jane fing an zu zittern. Der Schweiß brach ihr aus, denn diese Stimme kannte sie.

Sie gehörte Suko.

Dem Kind Suko, der allerdings, weil er noch seinen Stab besaß, so reagierte und auch sprach wie ein Erwachsener.

Und er war bei dem Fremden. Er stand auf seiner Seite. Er zeigte nicht einmal etwas Gefühl, als er die tote Krankenschwester gesehen hatte. Er war abgestumpft, als würde er auf der anderen Seite stehen. Wieder dachte Jane an das Hexenhaus, in dem Suko den Teufel getroffen hatte. Und der war so mächtig gewesen, daß er Suko für seine Pläne hatte einspannen können.

In ihren Augen brannte es. Es war die Enttäuschung. Sie hatte das Gefühl, heiße Tränen weinen zu müssen. Die Enttäuschung war einfach zu groß, und sie hörte genau, wie Suko fragte: »Ob sie allein gewesen ist?«

»Weiß nicht…«

»Da hatten doch zwei gesprochen.«

»Kam mir auch so vor…«

Jane bekam starkes Herzklopfen. Die beiden draußen waren auf dem richtigen Weg. Sie umklammerte ihre Pistole noch fester und war bereit, sofort zu schießen, auch auf Suko.

Die beiden schwiegen. Dann flüsterten sie noch. Ihre Stimmen waren so leise, daß Jane kein Wort verstehen konnte. Aber sie hörte ihre Schritte, und der Fremde redete auch wieder lauter.

»Es gefällt mir nicht«, sagte er. »Es gefällt mir überhaupt nicht. Wir können uns doch nicht so geirrt haben.«

»Meine ich auch«, sagte Suko.

Jane lauschte mit angehaltenem Atem. Natürlich bekam sie mit, wie die beiden das Schwesternzimmer durchgingen. Akustisch war ihr Weg gut zu verfolgen. Und sie gerieten auch sehr oft in die Nähe des Schranks, in dem sich Jane versteckt hielt.

»Das Fenster ist zu«, sagte der Fremde.

»Und der Schrank?«

Es war Suko, der die Frage gestellt hatte. Ausgerechnet Suko. Durch Janes Brust jagte ein Stich. Sie hatte schon den Arm angewinkelt und zielte mit der Mündung gegen das Schloß.

»Versuch es mal, Kleiner!«

Suko gehorchte. Jane bekam mit, wie der den Griff drehte, doch die Tür blieb verschlossen.

»Dann hat die Frau wohl Selbstgespräche geführt.«

»Oder den Fernseher laufenlassen.«

Jane erinnerte sich daran, daß auf einem Regalbrett ein tragbares TV-Gerät stand. Sollte diese Tatsache sie retten?

»Komm, du hast wohl recht gehabt.«

»Und die Tote?«

»Legen wir unter den Tisch.«

Jane hörte zu, wie der Körper der Krankenschwester über den Boden

geschleift wurde. Dann wurde der Tisch noch ein wenig verrückt, und schließlich waren beide zufrieden.

»So, das reicht.«

Auch Suko sagte etwas, das Jane aber nicht verstehen konnte. Sie hörte, wie die beiden auf die Tür zuschritten, dann war es still. Da hatten sie den Raum verlassen.

Die Detektivin atmete tief durch. Sie lehnte ihre Stirn gegen die Innenwand der Tür. Diese Zeitspanne der Erholung mußte sie sich einfach gönnen.

Als sie dann den Riegel zurückschob, zitterten ihre Hände noch immer. Sie rutschte sogar ab, weil auch der Schweiß zu dick auf ihrer Haut lag, und als sie das Schwesternzimmer betrat, hatte sie das Gefühl, in einen übergroßen Sarg zu steigen.

Die beiden hatten es tatsächlich geschafft, die Leiche unter den Tisch zu drücken. Die tote Lydia lag dort auf der Seite, die Beine angezogen, so daß sie den nötigen Platz bekam.

Jane empfand es als furchtbar, und sie wußte auch, daß es noch nicht beendet war.

Zwar konnte sie die beiden nicht mehr sehen, es war trotzdem klar, welchen Weg sie genommen hatten.

Den nach gegenüber, wo sich die Türen zu den Krankenzimmern befanden. Und hinter einer von ihnen befand sich John Sinclair.

Jane dachte an das Messer, das nicht mehr in der Brust der Toten steckte, sie erinnerte sich auch an Johns Traum, in dem das Messer eine wichtige Rolle gespielt hatte. Jetzt war dieser Traum zu einer furchtbaren Wahrheit geworden.

Sie ging aus dem Zimmer.

Nur wenige Schritte brauchte sie bis zu John Sinclairs Zimmertür. In Sekunden war sie da.

Zuvor aber hörte sie ein anderes Geräusch.

Die Tür zur Abteilung wurde aufgestoßen.

Jemand betrat den Flur - ein Mann.

Er war aufgelöst, sah gehetzt aus, und war verschwitzt. Er wollte etwas sagen, aber Jane legte einen Finger auf ihre Lippen.

Und Bill Conolly schwieg.

***

Für mich war es ein dumpfer Abend geworden. Das lag nicht allein an meinem Zustand und den trüben Gedanken, die mich quälten, auch das Wetter spielte eine entsprechende Rolle, denn als ich das Fenster öffnete, da schlug mir die feuchtschwüle Luft wie eine Wand entgegen, die aus zahlreichen Tüchern zu bestehen schien.

Für einen Moment lehnte ich mich hinaus, schaute auch nach unten, wo sich die Dunkelheit allmählich zwischen den Büschen ausbreitete.

Ich merkte, daß sich der Boden bewegte. Verdammt, ich war doch nicht so in Form, wie ich es gern gewesen wäre. Man ist eben keine Maschine.

Ich schloß das Fenster wieder.

Eine Lampe brannte im Zimmer. Es war die, die auf meinem Nachttisch stand. Sie strahlte einen milden Schein ab, der diesem ungemütlichen Krankenzimmer etwas Anheimelndes gab.

Schatten lagen auch auf dem Boden, bildeten mit dem Lampenlicht ein Muster aus dunklen und hellen Teilen.

Ich hatte mich in den letzten dreißig Minuten nicht hingelegt und auch die Visite überstanden.

Diesmal war es mir gelungen, dem Team zu trotzen, denn so krank fühlte ich mich nun nicht. Außerdem hatte man mir versprochen, mich zu entlassen.

Das aber waren zweitrangige Probleme. Meine Sorgen galten Suko und diesem Fremden, den keiner kannte. Ich setzte auf Bill Conolly. Er würde sicher versuchen, mehr über ihn herauszufinden und dann zu mir kommen. Es durfte nur nicht so spät werden, dann ließ man ihn nicht mehr herein.

Wo Jane nur blieb?

Auch sie hatte mir versprochen, wieder zurückzukommen. Für meinen Geschmack blieb sie zu lange weg.

Ich fühlte mich jetzt auch sicher genug, den Raum zu verlassen und auf dem Flur nachzuschauen, ob Jane irgendwo…

Ich stoppte meinen Gedankenfluß. Da ich dicht vor der Tür stand, hatte ich von draußen Schritte gehört.

An meiner Tür.

Ich ging zurück.

Den Blick richtete ich auf die Klinke, die sich langsam nach unten bewegte.

Da fiel mir ein, daß ich etwas ungünstig, stand, da mich noch ein Teil des Lichtscheins erreichte.

Also ging ich zur Seite.

Die Tür bekam einen Stoß. Erst nur leicht, dann den nächsten, und er drückte sie nach innen.

Die Beretta hatte ich gezogen, hielt sie in der Rechten, den Arm dicht an den Körper gepreßt, die Mündung wies zu Boden.

Ich hatte mit dem Besuch gerechnet und war nicht einmal überrascht, als ich Suko und den Fremden sah, die mit schnellen Schritten im Zimmer waren und die Tür schlossen.

Ihre Blicke waren auf das Bett gerichtet, in dem sie mich vermuteten. Ich aber überraschte sie aus der dunklen Ecke.

Je später der Abend, desto netter die Gäste. »Hallo, Suko…«

***

Meine Stimme hatte sie überrascht. Sie standen da wie die Ölgötzen und boten eigentlich ein lächerliches Bild.

Der kleine Suko und dicht hinter ihm der Fremde, der ihn um Haupteslänge überragte.

Ich erkannte nicht viel vom Gesicht des Mannes, wußte aber schon jetzt, daß ich ihn nie im Leben gesehen hatte. Von ihm strömte ein Hauch von Gefahr aus. Ich kannte diese Typen, die waren bereit, über Leichen zu gehen.

Meine Stimme war verklungen. Suko drehte sehr langsam den Kopf und schaute dorthin, wo ich stand.

Ich war nur als Schattengestalt zu sehen. Er hörte mich wieder sprechen. »Ich freue mich, daß du mich besuchst, dachte aber nur, du hättest Bill mitgebracht.«

»Nein.«

»Wen denn?«

»Es ist Ric.«

»Oh - ein Freund von dir?«

»Stimmt. Er steht auf meiner Seite. Er hat mir geholfen. Er wird mir immer helfen.«

»Kennst du ihn schon lange?«

»Lange genug.«

»Und warum hast du ihn mitgebracht?«

»Weil er mir helfen soll, John!« Sukos Stimme klang zischend und gefährlich.

»Und wobei?«

»Um dich zu töten!«

Es war das Stichwort. Nicht für Suko, sondern für den anderen, der Ric hieß.

Er rammte seine Faust blitzschnell in Sukos Rücken, so daß der Junge auf mich zustolperte und ich nicht schießen konnte, weil ich ihn sonst erwischt hätte.

Er prallte gegen mich, stieß mich um und klammerte sich an mir fest. Ric lachte bissig, er bewegte blitzschnell seine Hände und zerrte in Sekundenschnelle die Messer hervor.

Sie wirbelten durch die Luft, prallten auch gegen die Decke und hätten eigentlich wieder zu Boden fallen müssen, aber auf halbem Weg stoppten sie, als hätten sie es sich überlegt.

Plötzlich wirbelten sie durch die Luft und wurden dabei zu grausamen Todesboten…

***

Ich wunderte mich über Sukos Kraft. Er wollte mich auf keinen Fall aus dem Griff lassen und klammerte sich an mir fest, als gelte es, sein eigenes Leben zu verteidigen.

Er war wie von Sinnen, und auch ich erlebte Dinge, die mir nicht in den Kopf wollten.

Ich wußte, daß ich um mein Leben kämpfen mußte, denn eines der verdammten Messer raste schon auf mich zu. Ich sah es deshalb, weil ich schräg auf dem Boden lag.

Im letzten Augenblick konnte ich mich drehen, erwischte Suko gleichzeitig mit einem Tritt und sprengte diesen klettenhaften Griff.

Das Messer hieb neben mir in den Boden.

Es blieb ziemlich tief stecken. Ich umfaßte den Griff und versuchte, die Klinge hervorzuzerren, aber die Gegenkraft war zu stark.

Das zweite Messer wischte heran. Ich warf mich zur Seite.

Wieder fehlte es, klirrte gegen die Wand, und Suko sprang mir in den Nacken.

Ich hörte ihn schreien, und seine Worte gellten in meinem Ohr. »Der Messertanz, John Sinclair, dein Messertanz hat begonnen, und du wirst ihn nicht überleben!«

Himmel, was war nur aus ihm geworden? Ich drehte mich um die eigene Achse, er drehte sich mit, so daß ich dank seiner Gestalt kein gutes Ziel bot. Dann ließ er mich plötzlich los, flog quer durch den Raum, aber auch ich konnte mich nicht mehr halten. Zur entgegengesetzten Seite torkelte ich weg und kam mir vor wie jemand, dessen Kreislauf völlig am Ende ist, denn ich hatte das Gefühl, plötzlich aus zwei Personen zu bestehen.

Es war der Kreislauf, der diese Belastung nicht überstand. Irgendwie schaffte ich es trotzdem, nicht auf dem Boden zu landen, sondern bäuchlings auf dem Bett. Dabei hatte ich das Gefühl, hinaufzufliegen, federte nach und war noch immer nicht in der Lage, mir einen genauen Überblick zu verschaffen.

Viel zu langsam drehte ich mich um, bis ich in eine rückwärtige Lage geriet.

Ich schaute gegen die Decke.

Dreimal blitzte es dort.

Es waren drei Messer.

Und sie hatten sich zum versprochenen Messertanz zusammengefunden…

***

Wenn sie nach unten jagten, konnten sie mich aufspießen wie ein Stück Schaschlik. Es waren nicht einmal lange Klingen, sie kamen mir kurz und stumpf vor.

Aber sie würden gerade deswegen breite Wunden reißen, wenn sie in meinen Körper hieben.

Aus dem Hintergrund hörte ich die Flüsterstimme des Killers. »Tanz der Messer, Hundesohn, wir haben es dir versprochen! Der Teufel hat

dir die Träume geschickt, er hat dich vorgewarnt, aber du hast nicht darauf gehört. Du konntest auch nicht hören. Was die Hölle einmal beschlossen hat, wird nicht geändert!«

Er befand sich zwischen Tür und Bett. Suko konnte ich nicht sehen, aber die verdammten Klingen blitzten jedesmal auf, wenn sie in den Schein der Lampe gerieten, der sich auch nach oben ausbreitete.

Ich merkte, daß sich mein Kreislauf einigermaßen stabilisierte. Was allerdings noch lange kein Grund zum Jubeln war, denn nur halb auf der Höhe, würde es mir kaum gelingen, den Klingen auszuweichen. Sie würden mich erwischen, das stand fest.

Was sollte ich tun?

Ric kam noch näher. Sein Gesicht kristallisierte sich hervor. Es zeigte einen menschlichen Ausdruck, aber hinter ihm lauerte die Fratze des Teufels. Er war ebenso von ihm besessen wie Suko, daran hielt ich einfach fest, auch wenn es mir schwerfiel.

In seinen Augen leuchtete die Lust am Töten.

Über mir tanzten die Klingen…

Er kam näher.

»Bald, Bulle, ist es vorbei. Da werden dich meine Freunde auf dem verdammten Bett festnageln, und es wird mit einem Muster aus deinem Blut bedeckt werden.«

Ich hielt meine Arme ausgebreitet. Die Finger der Rechten umklammerten noch immer den Griff der Beretta.

Und Ric lachte eisig.

Er sah die Waffe, er deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf sie. »Sie wird dir nichts bringen, Bulle! Denn diesen Arm erwischt es zuerst. Ich befehle der Klinge gleich, in die Tiefe zu jagen und deine Hand festzunageln…«

Er hob den Kopf, um den gedanklichen Befehl zu geben.

Im selben Augenblick fetzte die Tür des Krankenzimmers auf. Jane und Bill stürmten in den Raum…

***

Ich handelte wie in besten Zeiten, rollte mich auf dem Bett zur Seite und sah, daß die Klinge nach unten raste.

Gedankenschnell zerrte ich den Arm weg.

So nahe, daß ich noch den Luftzug spürte, wischte die Klinge vorbei und hieb durch das Laken tief in die Matratze hinein, wo sie dann bis zum Griff verschwand.

Das zweite Messer schwebte noch über mir, das dritte huschte zur Seite, das alles bekam ich aus den Augenwinkeln mit, als ich mich zur Seite bewegte und auch sah, wie der Killer herumfuhr und nach seiner schallgedämpften Waffe griff.

Er hatte sie fast gezogen, als die Schüsse krachten.

Bill schoß, Jane ebenfalls.
Sie standen nebeneinander, vom Ganglicht angestrahlt, hatten sie Combat-Stellung angenommen, damit sie ihrer Schüsse auch sicher sein konnten. Die Kugeln schüttelten den mehrfachen Killer durch. Jetzt half ihm der Teufel nicht mehr. Er sah noch so aus, als wollte er sich gegen die Wucht der Einschläge anstemmen, aber das schaffte er nicht. Plötzlich fiel er nach vorn, er riß die Arme weit hoch, dann stürzte Blut aus seinem Mund, und mit dem roten Schwall fiel auch er.
Ich lag noch immer auf dem Bett, den Blick in die Höhe gerichtet. Ein Messer steckte neben mir, das zweite kippte mir torkelnd entgegen, so daß ich es mit einer Handbewegung zur Seite schleudern konnte, aber das dritte sah ich nicht mehr.
Ich setzte mich auf.
Wieder packte mich der Schwindel. Janes und Bills Gestalten gerieten ins Wanken. Sie sahen aus, als wollten sie zu verschiedenen Seiten hin wegwehen.
Mit der linken Hand strich ich über mein Gesicht. Die Beretta rutschte mir aus den schweißnassen Fingern der rechten Hand, ich holte tief Luft, sah, daß sich Bill zur Seite drehte und sich um den Killer kümmerte. Jane kam auf mich zu. Für mich hatte es den Anschein, als würde sie ihren Schritt in einem sehr langsamen Tempo setzen, beinahe so wie in einer Zeitlupenaufnahme.
Das alles registrierte ich, das überriß ich auch, ich dachte an meine Rettung und nicht mehr an Suko.
Plötzlich war er da.
Von der linken Seite her tauchte er wie ein schnelles Gespenst auf. Bei normaler Form hätte ich noch etwas ändern können, an diesem Abend aber nicht.
Auch Jane griff nicht ein.
Ich hörte ihren Warnschrei.
Es war zu spät, viel zu spät, denn der Körper des Jungen rammte brutal gegen mich, stieß mich zur Seite. Ich fiel wieder auf das Bett, und Suko lag auf einmal auf mir.
Einen Herzschlag später spürte ich etwas Kaltes an meiner Kehle. Jetzt wußte ich, wo sich das dritte Messer befand, und ich hörte Sukos Stimme, die wie ein tödliches Versprechen klang.
»Jetzt schneide ich dir die Kehle durch, John Sinclair!«

***

Urplötzlich wurde es still. Ich redete nicht, Suko sagte nichts mehr, nur unser heißer Atem traf sich, und ich sah über mir ein Kindergesicht mit bösen, funkelnden Augen, in denen dieser eisige Wille zur Vernichtung stand.
Die Klinge fühlte sich an wie eine schmale Eisstange, die schon sehr

bald durch mein Blut erwärmt werden würde, wenn Suko die Waffe von einer Seite zur anderen zog.

Ich wunderte mich, daß ich in dieser Lage noch reden konnte. Meine Worte galten Bill und Jane.

»Bleibt zurück, tut nichts, bleibt zurück…« Ich hatte Angst davor, daß sie schießen würden und Suko in einem Reflex, die Klinge noch an meinem Hals entlangzog.

»Okay, okay, John, es ist alles klar.« Gesprochen hatte mein Freund Bill, aber seine Stimme hörte sich völlig fremd an. Auch er stand unter einem gewaltigen Druck.

Suko lag noch immer auf mir. Obwohl sein Körper das Gewicht eines normalen Kindes aufwies, kam es mir vor, als würde ein gewaltiger Stein gegen mich drücken.

»Warum, Suko?« keuchte ich. »Verdammt noch mal, warum?«

»Weil er es so will.«

»Meinst du den Teufel?«

»Ja, John - jaaa…«

»Gehorchst du ihm?«

»Ich bin sein Diener. Er hat mich in seine Reihen aufgenommen. Es ist noch nicht lange her. Im Haus, weißt du, dort, wo die Hexen lebten. Da hat er mich überzeugt…«

»Dann tu es, Suko! Ja, dann tu es! Schneide mir die Kehle durch. Und der Teufel wird dich belohnen. Los, zieh dein verdammtes Messer endlich von einer Seite zur anderen. Drücke es in die Haut! Erfreue dich an meinem Blut, wenn es aus der Wunde rinnt…«

Ich hörte eine Reaktion. Allerdings nicht von Suko, sondern von Jane und Bill, die hinter ihm standen und meine Worte nicht begreifen konnten. Jane flüsterte etwas, und Bill sprach davon, daß ich verrückt geworden wäre. Dann sagte er laut: »Wenn Suko das tut, jage ich ihm eine Silberkugel in den Rücken!«

»Nun, Suko?« keuchte ich. Mein Mund war verzerrt, die Klinge hatte allmählich die Wärme meiner Haut angenommen. »Warum zögerst du denn? Steckt der Teufel nicht tief genug in dir?«

Er focht einen innerlichen Kampf aus, das sah ich sehr deutlich. Sein Gesicht zeigte plötzlich einen gequälten Ausdruck, auch er öffnete den Mund. In mein Gesicht floß sein Speichel, vermischt mit warmen Tränen. Er hatte den Kopf zurück gedrückt, dann beugte er ihn vor, schleuderte das Messer weg und fiel weinend auf mich.

»Ich kann nicht… ich kann nicht… ich kann es einfach nicht. Und ich bin so froh…«

»Schon gut, Suko, schon gut.« Auch ich hatte Mühe, die Worte zu sprechen, während ich mit der Hand über den Rücken des Kindes strich. »Es ist ja alles okay, es ist alles… okay…«

Dann zogen Jane und Bill ihn weg…

***

Wenig später wimmelte es auf der Station von Polizeibeamten, die Jane alarmiert hatte.

Es waren die Kollegen vom Yard, und sie sorgten dafür, daß Suko und ich unsere Ruhe hatten.

Wir saßen uns gegenüber. Ich schaute in das Gesicht eines Jungen, das einen erlösten Ausdruck bekommen hatte. Ich bildete mir nichts auf meine Worte ein, denn sie hatten Suko nicht davon überzeugt, mich nicht zu ermorden.

Es war etwas anderes gewesen, an das ich nicht gedacht hatte. Aber Suko hatte Bescheid gewußt.

Die Macht des Stabs war stärker gewesen als der Wille des Höllenfürsten. Denn in seinem Stab steckte die Kraft Buddhas, der jedes Unrecht gehaßt hatte, und so war sein Einfluß letztendlich größer gewesen als die Macht der Hölle.

Wenigstens ein Lichtblick in diesem verdammten Kreislauf aus Mord, Grauen und Schrecken.

»Da hat der Teufel geirrt«, sagte Suko, »da war er nicht stark genug, aber trotzdem wird er es immer wieder versuchen, solange ich noch ein Kind bin.«

»Stimmt.«

Er schaute mich fast bittend an. »Und wie lange wird es noch so bleiben? Siehst du eine Chance, den Fluch des Seeelenschwerts bei mir wieder rückgängig zu machen?«

»Willst du eine ehrliche Antwort?«

»Sicher.«

»Ich sehe sie momentan nicht.«

»Das wußte ich«, erwiderte er, hob die Schultern, ging zum Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit.

Er tat mir leid, so verflucht leid, aber ich wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, wie ich ihn von dem Fluch befreien sollte…

ENDE